Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Heft 25 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Advent

Aufnahme:
Liselotte Purper

Der Reichswalter des NS.-Lehrerbundes

Gauleiter Wächtler

und die »Reichs-Elternwarte«

Deutsche Erzieher! Deutsche Eltern!

Seit Jahren ist die in Verbindung mit der Reichswaltung des NS-Lehrerbundes herausgegebene " Reichs - Elternwarte " bemüht, eine Brücke zwischen Schule und Elternhaus zu schlagen. Sie machte es sich zur Aufgabe, die Eltern mit den Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen der neuen Schule bekannt zu machen und regte sie an, ihre eigene Erziehungsarbeit dieser anzugleichen.

Wie die " Reichs - Elternwarte " schon in Friedenszeiten einen besonderen Platz unter den Erziehungszeitschriften eingenommen hat, so will sie auch im Kriege ein treuer Helfer und Mahner bleiben. Dem Elternhaus mit praktischem Rat hilfreich bereit zu stehen und ihm Wege zu weisen, wie auch in diesen Schicksalstagen eine sinnvolle Erziehung des Kindes zur Gemeinschaft durchgeführt werden kann, ist die Aufgabe, die der " Reichs - Elternwarte " heute ganz besonders gestellt ist.

Im Interesse dieses Zieles und eines noch engeren Zusammenarbeitens zwischen Schule und Elternhaus - eben in dieser Kriegszeit - würde ich es deshalb begrüßen, wenn Erzieher und Eltern sich die Förderung der "Reichs - Elternwarte " angelegen sein ließen.

H e i l H i t l e r !

Fritz Wächtler

Gauleiter und Reichswalter des NSLB.

Heft 25 1939

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Unser Glaube

Von Wolfram Brockmeier

Du, Deutschland, wirst bleiben, wenn wir auch vergehn,
du wirst dich entfalten, wir werden verwehn,
doch was wir geschaffen, wir schufen's für dich,
was je wir geopfert, war Opfer für dich,
und Söhne werden und Enkel erstehn
und leben und wirken und kämpfen für dich,
Deutschland.

Liebe, die dir gilt, ist niemals zu groß;
du bist der ewig-fruchtbare Schoß,
du hast uns gestillt aus unendlichem Born,
du spendetest Wein und du reiftest uns Korn.
Und die dich verrieten, von Irrlicht geblendet,
die haben in dir unsere Mutter geschändet,
dich Deutschland!


Aufn.: Scherz-Wauer

Wir schreiben dem Vater ins Feld

Darüber gibt es unter allen Soldaten in Ost und West, an den Küsten und auf See nur eine Meinung: die wichtigste Stunde des Tages ist die des Postempfanges. Ihr fiebert der Soldat aller Dienstgrade entgegen, und nichts kann ihm eine größere Enttäuschung bereiten als die Kunde, die Post sei aus Gründen, wie sie das Frontgeschehen schon einmal mit sich bringt, ausgeblieben. Und der Soldat, der im Zivilleben, weil es sein Beruf mit sich brachte, täglich Stöße von Briefen empfing und über ihre Menge seufzte, — im Felde freut er sich über die Fülle, und er ist betrübt, wenn mal ein oder zwei Tage sein Name beim Verteilen der aus der Heimat eingegangenen Sendungen nicht aufgerufen wird.

Denn der Brief, die Nachricht aus der Heimat, ist die Brücke, die diese und den Soldaten, der fern ihr einer höheren Pflicht dient, verbindet. Ueber das hinaus, was der Brief ihm an Persönlichem zu melden hat, ist er ihm eine Bestätigung, daß in der Heimat seiner gedacht wird, daß man ihn nicht vergessen hat, und stets von neuem erinnert er den Soldaten daran, wofür er draußen kämpft und wacht. Der Brief, der leise in der Tasche des Mannes auf vorgeschobenem Posten oder auf gefährlicher Patrouille knistert, er muntert ihn auf, gibt ihm Mut und Trost; denn er weiß, die guten Wünsche lieber Menschen in der Heimat begleiten ihn.

Wer es erlebt hat, weiß es: alle Briefe, die in der Heimat von Mensch zu Mensch gewechselt werden, und mag ihr Inhalt noch so köstlich sein, vermögen an Bedeutung für den Empfänger dem Feldpostbrief nicht die Waage zu halten. Er ist ein Stückchen Heimat an der Front, er ist die einzige und darum so kostbare Gelegenheit, jäh abgerissene Fäden weiterzuspinnen oder neu zu knüpfen, und aus den Antwortbriefen von Kämpfern geht hervor, wie dankbar sie die Anteilnahme der Heimat empfinden, und wie ein lieber Brief aus lieber Hand sie über Augenblicke körperlicher und seelischer Erschöpfung hinwegtrug.

Dem Brief, den die Frau an den Gatten an der Front schreibt, kommt naturgemäß die allergrößte Bedeutung zu. Und hier ist kein Unterschied zwischen den mit ungelenker Hand gekritzelten Zeilen der einfachen Tagelöhnerin und den in vollendetem Stil abgefaßten Brief der Frau eines Werkdirektors: ihr Inhalt und ihr Sinn ist der gleiche. Auch der Inhalt und der Sinn, Briefe, die das liebende Mädchen an den Verlobten und — wollen wir doch das ja nicht vergessen! — die die Mutter an den Sohn schreibt. Alle möchten sie mit ihren Worten dem geliebten Menschen da draußen ihr Mitempfinden, ja ihr Mitkämpfen und Mitsorgen kundtun und ihre Zuversicht auf seine glückliche Heimkehr. Und mag der manchmal lächeln, wenn ihm die geliebte Frau praktische Ratschläge gibt, wie er den Gefahren entgehen kann, oder wenn ihn seine Mutter in rührendem Vergessen, daß er daheim ja längst ihren leitenden Händen entglitten war, wieder wie den kleinen Buben behandelt, auf den man aufpassen muß — solche Briefe helfen die Front stärken und den deutschen Sieg erringen.

In selbstverständlicher Pflichterfüllung sind die Soldaten dem Rufe zur Fahne gefolgt. In fröhlicher Unbekümmertheit die jungen, denen der Krieg die Erfüllung ihres soldatischen Daseins bedeutet, in ernsterer Stimmung die älteren, die Frau und Kind in der Heimat zurückließen und die vielleicht schon einmal

das wahre Antlitz des Krieges geschaut hatten. Ihr Gepäck wiegt schwerer als das der jungen Mannschaft, und öfter als bei dieser weilen ihre Gedanken in der Heimat; bei der Frau, der sie Stütze und bei den Kindern, deren Erzieher sie waren. „Was treiben die Kinder? Sind sie gesund? Helfen sie der Mutter? Wie kommen sie in der Schule vorwärts?" das sind Fragen, die den Vater tagaus, tagein im Felde bewegen und auf die er Antwort haben möchte. Tröstliche, wenn möglich, in jedem Falle aber ausführliche. Und hier erwächst den Kindern eine schöne Aufgabe, nämlich selber dem Vater von ihrem Ergehen und von ihrem Tun und Treiben zu berichten.

Kinder schreiben an den Vater im Feld!

Wir sehen ihre verdutzten Gesichter, als sie das erstemal dazu aufgefordert wurden. „Was soll ich denn schreiben? Ich kann keinen Brief schreiben! Ich weiß nicht, was ich dem Vater berichten könnte!" so klang es in allen Häusern, wo diese Frage angeschnitten wurde. Und die Mutter mußte ihre ganze Autorität aufwenden, ehe sie ihren Jungen oder ihr Mädel an die ungewohnte Arbeit kriegte. Und während dieser ging es auch nicht ohne Maulen und Heulen ab, und es dauerte lange, ehe ein halbwegs anständiger Brief vom Briefkasten aus seine Reise zu dem Vater im Felde antreten konnte.

Weshalb schreiben denn die Kinder so ungern Briefe? Briefeschreiben ist für sie — übrigens bloß für sie?! — zunächst eine ungewohnte und dann aber auch eine höchst mißvergnügliche Beschäftigung, die sie sehr an das fatale Aufsatzschreiben in der Schule erinnert und in der Praxis von ihnen auch gleich diesem gehandhabt wird. Da mag die Schule nun predigen und lehren, ermuntern und tadeln: Schreibe, was du erlebt, gesehen oder gedacht hast! Schreibe das in deiner Sprechweise, mit deinen Worten einfach und klar nieder! — immer wieder verfällt das Kind in den gedrechselten Aufsatzstil, der sich wie eine unausrottbare Krankheit von Schulgeneration zu Schulgeneration forterbt, — die „helfenden" Eltern sind nicht ganz schuldlos daran! — und der dem Kinde das Aufsatzschreiben zu einer seinem Kindeswesen nicht gemäßen und darum qualvollen Tätigkeit macht. Auch das Briefschreiben. Die Schule versucht von Zeit zu Zeit, den Briefstil zu pflegen und gibt dem Kind Anhaltspunkte für die äußere Gestaltung eines Briefes. Was sie da aber dann für gewöhnlich an Briefen zu sehen bekommt, das sind gedrechselte Phrasen, das ist blutloses Gefasel über Dinge, die gar nicht im Interessenkreis des Kindes liegen und gar zu deutlich die fremde Hand verraten, die bei der Abfassung dieses Werkes mit im Spiele war. Einer Hand, die einst in eigener Sache solche „Schulbriefe" schrieb, die nichts weiter als schlechte, weil ihrem Inhalt und ihrer Gestaltung nach unwahre Aufsätze waren. Es gibt für diese betrübliche Tatsache nur eine Erklärung, die zugleich als Entschuldigung gewertet werden kann. Die „Schulbriefe" sind bestellte Arbeit und — keine Wirklichkeit. Denn die kleinen Schreiber schrieben ja gar nicht „richtig" an den Freund oder die Freundin oder an den Großvater oder die Tante, sie taten ja nur so. Und aus der Unwahrheit der Situation erwuchs ungewollt die Unwahrheit des Werkes.

Soll nun der Brief an den Vater diesen „Schulbriefen" gleichen? Gewiß nicht. Er will im Brief seinen Buben und sein Mädel erkennen, wie sie wirklich sind. Und damit das möglich wird, muß die helfende oder die zum Briefschreiben anregende Mutter zunächst dafür sorgen, daß das Kind die „Hemmungen" verliert, die ihm verbieten, sich auch schriftlich so zu geben wie im persönlichen Umgang. Das will nicht heißen, daß auch im Brief all die häßlichen Angewohnheiten und sprachlichen Entgleisungen, die sich das Kind im häuslichen Alltag leisten zu dürfen glaubt, einen Platz haben müssen. Aber alles, was sein Herz im Alltag bewegt, seine Freuden und Sorgen, sein Spiel und seine ernsthafte Beschäftigung, sollen den Inhalt des Briefes ausmachen. Bevor er „richtig" geschrieben wird, soll sich der kleine Briefschreiber oder die kleine Briefschreiberin darüber klar sein, **was** er oder sie zu schreiben gedenkt. „Stoffsammeln" nennt man diese Tätigkeit beim Aufsatzschreiben und „Stoffordnen" ist die darauf folgende, als deren Ergebnis vor dem Briefschreiber ein Zettel mit „Stichpunkten" liegt. Wer es sich nun getraut, der möge den Brief nun gleich auf dem dazu bestimmten Bogen — mit Linien oder untergelegtem Linienblatt — verfassen. Wer sich nicht sicher fühlt, tut gut, ihn erst zu „entwerfen". Das hat den Vorteil, schief begonnene Sätze anders zu formen und Fehler, sprachliche und solche der Rechtschreibung, ohne Not verbessern zu können.

Oberstes Gesetz beim Entwerfen (Ausarbeiten) des Briefes sei das Bemühen, in kurzen, klaren Sätzen ohne alle Verdrehungen und gedrechselten Redewendungen das als mitteilenswert Erachtete niederzuschreiben. Was mitteilenswert ist? Nun alles, was sich zu Hause, in der Schule, auf dem Spielplatz, in Hof und Garten ereignet hat. Und alle Freuden, die man erlebt, und alle Sorgen, die man überstanden hat. (Von den Sorgen, in denen man noch drinsteckt, braucht man dem Vater nicht so viel zu erzählen; man will ihm ja das Herz nicht unnötig schwer machen!) Also all das, was den Vater interessieren oder erfreuen könnte, wird möglichst ohne Fehler und fein säuberlich niedergeschrieben.

Ja: fein säuberlich! Denn einmal freut das den Vater, und zum andern kriegt den Brief vielleicht ein Kamerad von ihm zu Gesicht, der auch so einen Jungen oder ein Mädel zu Hause hat. Peinlich für den Vater, wenn ihm der Kamerad dann sagen kann: Mein Junge oder mein Mädel schreibt aber viel besser, sauberer und fehlerfreier als dein Kind! Solche Blamage möchten wir doch dem Vater gern ersparen, nicht wahr?

Zum Brief gehört der Briefumschlag. Seine Beschriftung muß mit besonderer Sorgfalt geschehen. Denn immer wieder lesen wir in Zeitungen oder hören wir im Rundfunk, daß viele Feldpostbriefe den Empfänger nicht erreichen, weil die Anschrift falsch oder unleserlich geschrieben wurde. „**Feldpost**" muß auf dem Umschlag stehen, Vaters **Name** und **Dienstgrad** muß peinlich deutlich geschrieben werden, genau wie die **Feldpostnummer** und die **Postsammelstelle**. Und niemals darf vergessen werden, den **Absender** anzugeben.

Und wenn nun so ein ausführlicher, sorgfältig geschriebener Brief den Vater erreicht, dann erlebt er draußen im Feld einen besonders schönen Tag; dann deucht ihm die Heimat ganz nahe; dann sieht er seinen lieben Jungen und sein liebes Mädel in Gedanken vor sich, dann streicht er ihnen in Gedanken über das Haar, wie er es zu Hause immer tat, wenn sie ihm eine Freude gemacht hatten, und — dann macht er sich, so schnell er kann, daran, den lieben Briemf zu beantworten.

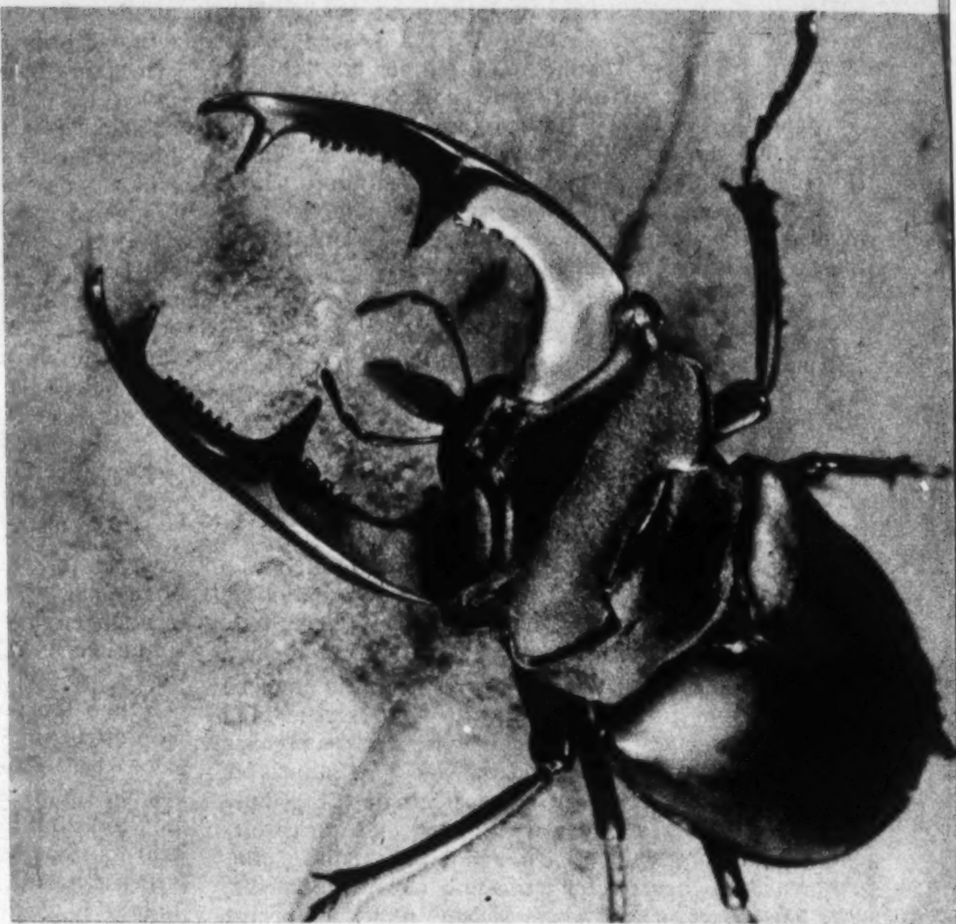
„Vater hat aus dem Feld an mich geschrieben! An mich ganz allein, einen langen Brief!" können dann eines Tages Heinz oder Lieselotte ihren staunenden Kameraden verkünden, die noch keinen Brief von ihrem Vater bekamen, weil — sie ihm noch nicht geschrieben hatten.

Johannes Otto.

Vom König der Kerfe

Leben und Liebe des Hirschkäfers

Text und Bilder von Hans Eltgen



Von jeher sprechen wir den Rothirsch als den König des deutschen Waldes an. Sein stolzer Wuchs, die edle Gestalt und sein stattliches Geweih werden von keinem Artgenossen erreicht. Die Natur hat aber in ihrem verschwenderischen Reichtum an Formen im deutschen Wald hierzu eine Parallele geschaffen und zwar im Reich der Insekten.

Der Käfer mit dem „Geweih", der Hirschkäfer, ist der König unter den Kerfen. Dieser schwarzbraune Käferritter ist überragend in seiner Größe und kann sich getrost mit tropischen Insektenformen messen.



Wie so oft in der Natur, haben auch die Hirschkäfer schmucklose Weibchen. Statt des stolzen „Geweihs" haben sie nur eine kurze Beißzange.

Das ansehnliche „Geweih", das die Männchen am breiten Kopf tragen, besteht aus zwei langen am Ende gegabelten „Stangen", deren Innenseiten mit je einem großen Zahn und kleinen Rillen versehen sind. Wie beim Edelhirsch wurde auch das Weibchen des Hirschkäfers weniger gut ausgestattet und ist nicht nur körperlich schwächer, sondern weist nur eine kurze Beißzange an Stelle des „Geweihs auf. Das Männchen des Hirschkäfers ist hervorragend gestaltet, sein gravitätisches Schreiten und sein trefflicher Flug in aufrechter Haltung verleihen ihm ein wahrhaft ritterliches Aussehen.

Jeder von uns kennt das schöne Aquarell Dürers aus dem Jahre 1505, womit kein Geringerer als dieser große Meister den größten deutschen Käfer als Modell einer Tierzeichnung gewählt hat.

Hirschkäfer sind von uraltem deutschen Adel. Bereits in der Tertiärzeit, also vor vielen hunderttausend Jahren, als es in Deutschland überhaupt noch keine Menschen gab, bewohnten diese Käfer schon die mächtigen Wälder unseres Landes, was zahlreiche in der Kohle gefundene Versteinerungen beweisen.

Wer Glück hat, begegnet dem Hirschkäfer in den Juni- oder Juliwochen, wenn er an schwülen Abenden aus dem Eichenwalde fliegt. Zwei Dinge sind es, die ihn um diese Zeit auf die Beine bringen: Eichensaft und Liebe. Zu erschrecken braucht niemand, der unvermutet mit dem dunkelfarbigen Gesellen, der zu seinem Mahl oder einer Liebsten dann unterwegs ist, zusammentrifft. Die riesige drohend geöffnete Zange, die an ein Hirschgeweih erinnernd, dem ansehnlichen Käfer zu seinem Namen verhalf, soll nur abschrecken. Zum Kneifen oder Beißen gebraucht er sie ernstlich nur im Kampf mit Artgenossen. Selbst bei der Nahrungsaufnahme nützt ihm die zackige Wehr nichts, denn die einzige Nahrung, den Saft blutender Eichen, leckt er mit seiner langen Zunge, die wie eine kleine Bürste aus den fadenförmigen Kiefertastern hervorragt, auf.

Dort, wo an irgendeiner Verletzung ein Baum blutet, sammeln sich Hirschkäfer gern und genießen in einer solchen Käferkneipe zechend ihr kurzes Käferdasein. Zumeist geht es hierbei noch friedlich zu.

Anders und bitter ernst wird es aber, wenn es sich bei den braunen Käferrittern um den Besitz eines Weibchens handelt, die in starker Minderzahl sind. Harte Kämpfe werden dann ausgefochten und manche verbeulte oder gar abgebrochene Geweihstange läßt erraten, daß es dabei recht heiß hergeht; von sonstigen Verletzungen an Kopf, Flügeldecken und Beinen ganz zu schweigen.

Wie groß die Kraft ist, die in den Vorderkiefern sitzt, und mit welcher Wucht die Kämpfer aufeinanderprallen und sich ineinander verbeißen, tritt erst bei solchen Kämpfen zutage, bei denen es um Sein oder Nichtsein geht. Die weise Natur aber läßt durch ihr klug angewandtes Gesetz der Auslese, das sie seit ewigen Zeiten kennt, auf diese Weise nur die stärksten Männchen zur Fortpflanzung gelangen. Auch hier zeigt sich der gleiche Vorgang, den wir beim Rothirsch unserer Wälder kennen.

Im Hochsommer legt das Hirschkäferweibchen in der Nähe von feuchten abgestorbenen Wurzeln oder toten Holzstämmen die rundlichen Eier in der Erde ab. Die Larven sind in ihrer

Hilfe bei der Schularbeit

1 Stunde Naturkunde

Nahrung nicht sonderlich wählerisch und kommen in den meisten bei uns lebenden Baumarten vor, wenn es sich nur um vergehendes altes Holz handelt.

Wohl sind sie sehr empfindlich gegen Trockenheit und gehen deshalb im morschen Holz niemals über die Erdoberfläche. Ist das Futter reichlich vorhanden, so verpuppt sich die Larve nach 5, mitunter erst nach 7 oder 8 Jahren. Wenn jedoch Nahrungsmangel und Hunger dazu zwingen, verpuppt sie sich bereits im vierten Jahre. So entstehen dann kleinere kümmerliche Formen, die der Volksmund „Rehkäfer“ nennt, weil sie mit einem bedeutend kleineren „Geweih“ ausgestattet sind. Kaum eine Käferart weist eine derartige Abweichung in Größe und Gestalt der einzelnen Stücke auf. Es gibt da Zwerge von 26 Millimeter und andere unter günstigeren Bedingungen herangereifte Exemplare von fast 30 Millimeter Größe. Die Hauptlebenszeit des Hirschkäfers ist das Larvenstadium. In lichtlosem Mulm und Moder lebt seine Larve und frißt Holz und Holzmehl sterbender Bäume — fürwahr eine wenig schmackhafte und nahrhafte Kost.

Um sich aus einer feisten, fingerlangen, weißen Larve in der Puppe zum gepanzerten Käferritter zu verwandeln, braucht er auch noch einen Winter und ein Frühjahr lang. Man kann sich daher denken, wie sehr dem Käfer der gärende Baumsaft mundet und es gilt für ihn, diese Zeit gründlich auszunutzen, denn kaum hat er die Hochform seines Käferdaseins erreicht, muß er schon bald ans Sterben denken. Länger als 6—8 Wochen lebt nämlich kein Hirschkäfer.

Er scheint das auch zu wissen und lebt darum als Käfer nur der Liebe und widmet sich dem Trunke wohlschmeckenden Baumsaftes. Und merkwürdig, die schwüle Luft des Hochsommers, insbesondere vor einem Gewitter, die uns schlapp und müde macht, ist augenscheinlich für den Hirschkäfer die Voraussetzung zur Aktivität, so daß man ihn gerade dann am häufigsten anzutreffen pflegt.

Von jeher haben auffallende Tiergestalten das Interesse der Menschen gefunden, und so befaßten sich auch unsere Vorfahren schon in alter Zeit mit dem seltsamen Käfer. Die Germanen glaubten, der wehrhafte Käferriese sei dem Gott Donar geweiht, weil er Eichenwälder bewohnt. Wer solche Käfer mutwillig töte, dem schlage Donars Blitz ins Haus. Das finstere Mittelalter wandelte diesen hehren Glauben — wie so oft — dahin um, daß der Hirschkäfer im Dienst des Bösen stehe und schlimmem Hexenglauben diene. Selbst heute noch soll der Käfer bei leichtgläubigen Leuten symbolische Bedeutung haben und in Nachbildungen als Amulett getragen werden.

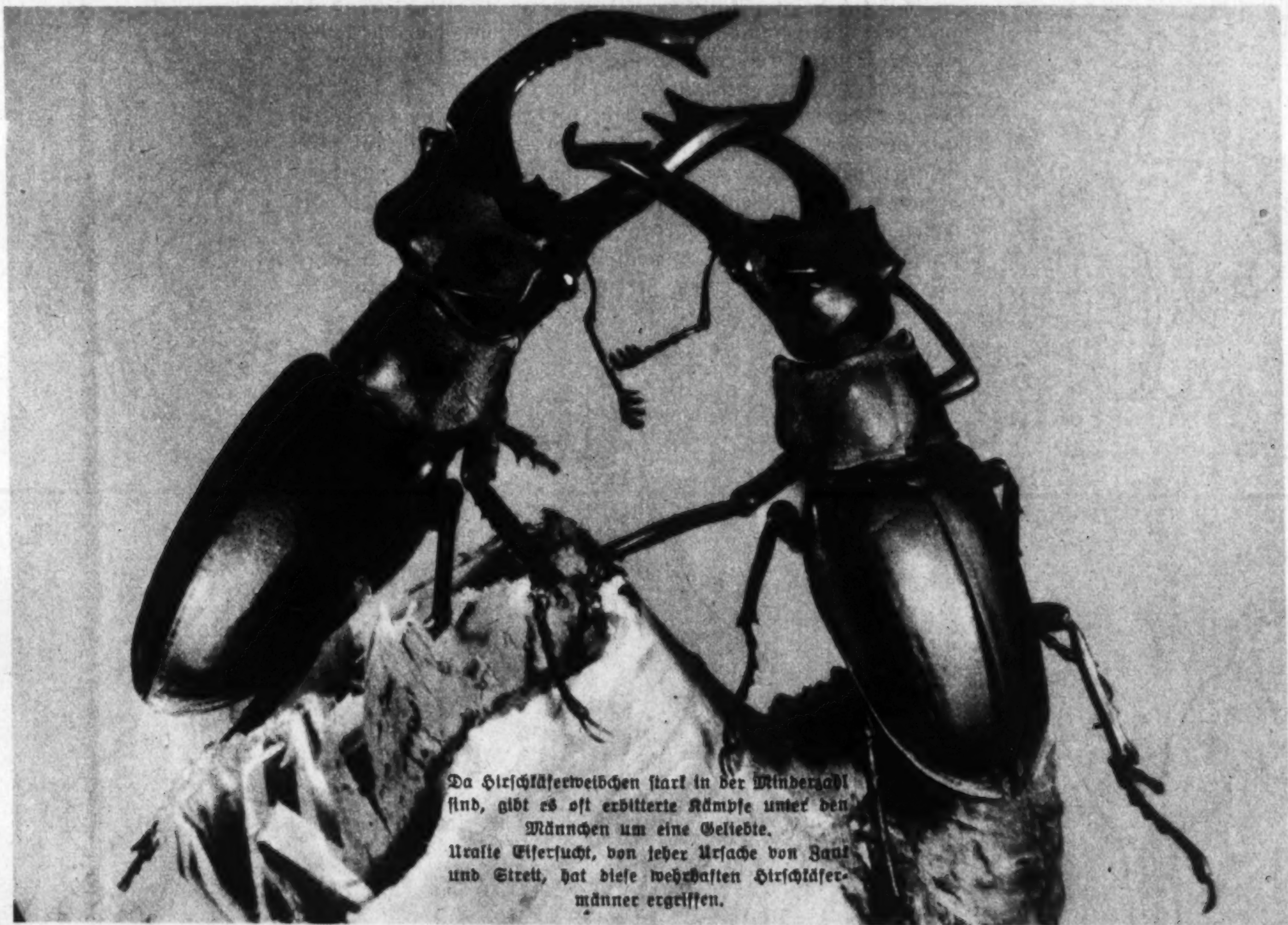
All dieser Fabeleien braucht es aber gar nicht. Der stattliche Hirschkäfer, als größter deutscher Käfer, ist an sich schon der näheren Betrachtung wert, und wem nur etwas Sinn für Naturschönheit eigen ist, der bewundert ihn und gewährt ihm gern seinen Schutz.

Und er braucht ihn wirklich, denn der Hirschkäfer, von dem noch vor einigen Jahrzehnen die Käferbücher berichteten — „In Eichenwäldern häufig“ — ist doch recht selten geworden.

Gewiß hat sich hierin das Volk der Käfersammler durch den Wegfang dieses Edelwildes unter den heimischen Insekten einen Teil Schuld; die weitaus größere wird jedoch der planmäßigen Industrialisierung und auch der stärkeren Nutzbarmachung umfassender Waldgebiete zuzuschreiben sein.

Der Hirschkäfer braucht blutende Baumstämme, um sich zu ernähren und auch morsche Stämme solcher Waldbäume, die eines natürlichen Todes starben. Und wo findet er beides heute noch in Deutschland?

In der Tat war ein völliges Ausrotten dieses Schmuckstückes unserer Wälder zu befürchten. Um den schönen Käfer zu erhalten, ist er seit 1936 unter Naturschutz im ganzen Reichsgebiet gestellt worden. Nicht nur der Käfer, der ja nur eine verhältnismäßig kurze Flugzeit hat, ist geschützt, sondern auch Larven und Brutstätten sind vom Naturschutz in Obhut genommen. Wir können der behördlichen Maßnahme nur vollen Erfolg wünschen, damit der Hirschkäfer, der König der Kerfe, noch recht lange unseren deutschen Wald belebe.



Da Hirschkäferweibchen stark in der Minderzahl sind, gibt es oft erbitterte Kämpfe unter den Männchen um eine Geliebte.
Uralte Eifersucht, von jeher Ursache von Zank und Streit, hat diese wehrhaften Hirschkäfermänner ergriffen.



Wir beschäftigen die Kinder





Mal hergehört, Jungen und Mädel! Die Winterabende werden nun immer länger, und da Mutter wenig Zeit hat, sich mit euch zu beschäftigen, wollen wir einmal etwas schaffen, das allen viel Spaß machen wird. Seht euch einmal die Zeichnung an, die hier fein säuberlich abgedruckt ist. Sind das nicht herrliche, lustige Tiere? Aber da seht ihr auch zwei ulkige Clowns und einen Zirkusdirektor mit der Peitsche. Das ganze soll einen Zirkus darstellen. — Gewiß, noch ist es keiner, aber es soll einer werden. Den wollen wir uns jetzt selber bauen. Paßt mal auf! Ihr habt doch sicher alle eine Laubsäge, nicht wahr? Wer keine hat, besorge sich eine, denn die können wir in diesem Winter noch oft gebrauchen. Wir wollen diese Tiere nämlich aus Laubsägeholz aussägen. Dazu könnt ihr auch Zigarrenkisten fein gebrauchen. Dann nehmt ihr euch ein Stück Kohlepapier und zeichnet die jeweilige Figur auf ein Stück weißes Papier und dann von diesem weißen Papier auf das Brett. Ich rate euch dies darum, um das schöne Heft unserer Zeitschrift zu schonen. Wenn ihr mit dem Platz recht sparsam umgeht, könnt ihr aus einem Zigarrenkistendeckel recht viel Tiere aussägen. Aussägen — ich habe es schon gesagt, denn sobald ihr eine Anzahl der Figuren durchgepaust habt, fangt ihr an, sie sehr sorgfältig mit der Laubsäge auszusägen. Habt ihr das feinsäuberlich besorgt, geht ihr daran, sie mit Buntstiften recht hübsch zu bemalen. Das ist eine feine Arbeit für eure Schwester, die darin meist eine geschicktere Hand und einen besseren Geschmack hat. Doch davon noch später. Ihr seid doch sicher alle schon einmal in einem Zirkus gewesen, und so wißt ihr















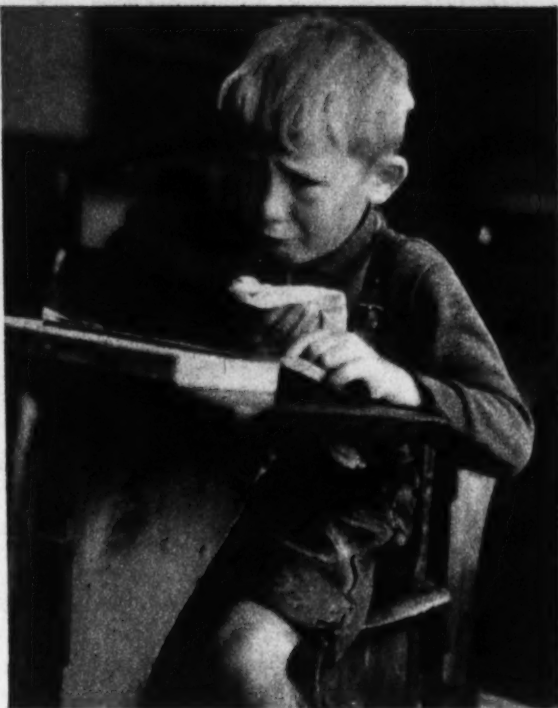


auch, daß es da viele Arten von Tieren gibt. Was dann noch dazu gehört, ist ein Zirkusprogramm, in dem immer eine Gruppe von Tieren nach der andern auftritt. Damit ihr ein recht reichhaltiges Programm aufstellen könnt, ist es ratsam, wenn ihr von verschiedenen Tieren gleich mehrere aussägt. Was meint ihr wohl, wie hübsch es ist, wenn ihr eine ganze Reihe prächtig gezäumter Pferde, die so schön auf den Hinterbeinen stehen können, aufstellt, dann wieder eine Gruppe furchtbar wilder Löwen, die so schrecklich brüllen können, und dann auch wieder so still und zahm dasitzen — ganz wie der Dompteur (das ist der Löwenbändiger) es will. Seht, so habe ich mir das auch mit diesem Zirkus gedacht. Ich schlage euch darum vor, von dem Pferd, das auf den Hinterbeinen steht, vier Stück auszusägen, von dem sitzenden Elefant zwei Stück, von dem Löwen und der Löwin ebenfalls je zwei, von dem tanzenden Bären drei Stück, von der Hyäne zwei, ebenfalls von dem Känguruh mit dem Ball zwei, und von dem Cowboy auf dem springenden Pferd auch zwei Stück. Dem lustigen Clown, der die Flasche auf dem Daumen balanciert, stellen wir zwei Schweine und zwei Pinguine zur Verfügung, die er vor sich hertreibt. Der andere Clown mit dem lustigen Regenschirm vergnügt sich mit dem lachenden Esel, der hinten ausschlägt. Die übrigen Figuren brauchen auch nur einmal ausgesägt werden. Bevor ihr ans Aussägen geht, denkt daran, daß ihr unter den Füßen der Figuren ein Stück Holz von 1½ bis 2 Zentimeter dranlaßt. Zu beiden Seiten dieses „Blindstückes" klebt ihr nun noch ein Klötzchen an (am besten mit Tischlerleim). Ihr müßt aber darauf achten, daß diese Klötzchen so breit sind, daß die Figur auch stehen kann und daß sie schön eben sind, damit die Figur nicht umkippt.

Für das Bemalen der Figuren habe ich euch punktierte Linien angegeben. Die zieht ihr am besten mit Tusche nach, die übrigen Flächen dann mit Wasserfarbe recht bunt, wie ihr es im Zirkus schon gesehen habt. Ich lasse eurer Phantasie da freien Raum, denn ihr werdet schon wissen, wie die Tiere in der Natur aussehen. Habt ihr den Zirkus dann fertig, dann baut euch aus Klötzchen oder Döschen (Streichholzschachteln) ein Rundell, eine Zirkusarena — und das Spiel kann beginnen. Den Zirkusdirektor könnt ihr bei jeder Truppe verwenden, ganz gleich, ob es die Pferdenummer ist oder bei den Elefanten oder Löwen.

Wer von euch nicht laubsägen oder keine Laubsäge hat, kann statt Holz auch feste Pappe nehmen. Das Uebertragen des Bildes und Durchpausen erfolgt genau so wie bei der Laubsägearbeit. Auch hier klebt ihr ans Fußende kleine Klötzchen an, damit die Figuren stehen können. — So, Kinder, ich hoffe, daß ihr euch hiermit die Winterabende recht lustig vertreiben werdet und damit euren Eltern viel Freude bereitet!

Fritz von der „Kinderwarte"


Wird mein Kind in der Sch[...]

Erscheint da gleich nach Ostern eine Mutter und sagt: „Herr Lehrer, es ist eine große Ungerechtigkeit, daß mein Junge nicht versetzt worden ist. Im Rechnen haben Sie ihm „Mangelhaft" gegeben. Das stimmt nicht! Sie sollten den Jungen mal zu Hause sehen, da rechnet er Ihnen jede Aufgabe sofort aus. Und so schlecht ist seine Schrift auch nicht, daß Sie „Ungenügend" in Schönschreiben geben müßten. Ueberhaupt hat mein Mann gesagt, Sie wären viel zu streng zu den Kindern. Unser Willi ist zu Hause solch ein braves Kind, und in der Schule bekommt er in Betragen nur „Ausreichend". Sonst hat er doch immer „Gut" gehabt. Der Junge hat mir schon oft gesagt, daß Sie ihn immer beiseitestoßen und die andern Kinder vorziehen. Das ist nicht gerecht!"

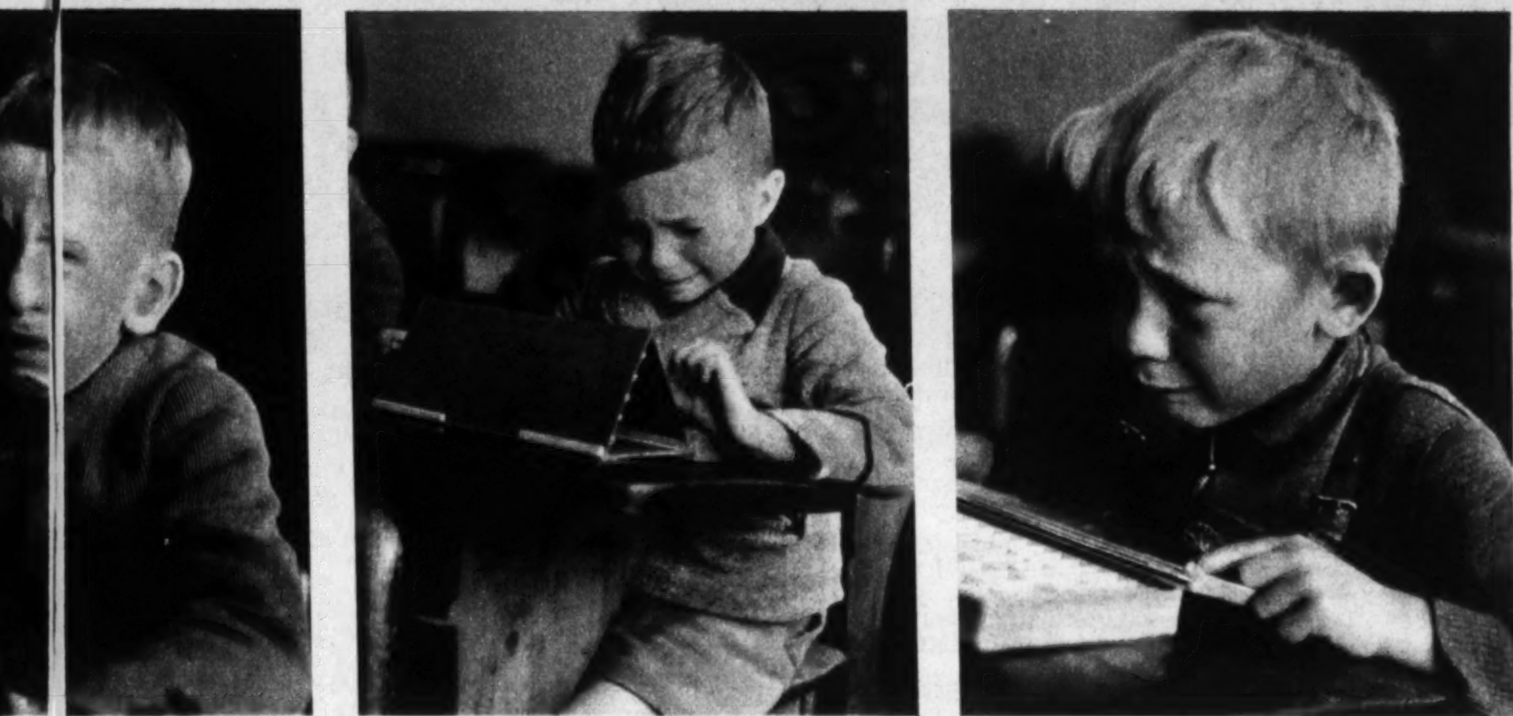
Welchen Lehrer gäbe es, der diese und ähnliche Worte aus dem Munde erregter Eltern noch nicht gehört hätte! Ohne Zweifel gibt es Eltern, die die Auffassung haben, ihren Kindern geschähe in der Schule das größte Unrecht. Und zwar klagen sie über eine ungerechte Behandlung ihrer Kinder durch die Lehrer und über eine ungerechte Beurteilung der Leistungen ihrer Kinder in der Schule. Dabei handelt es sich meistens um den versteckten Vorwurf, der Lehrer habe irgendwelche persönliche Gründe und setzte daher das Kind zurück, hätte keine Geduld, das Kind anzuhören, gäbe ihm aus lauter Schikane schlechte Zensuren und ein noch schlechteres Zeugnis und ließe dann auch noch das Kind „sitzen". Dagegen sei das gleiche Kind zu Hause durchaus fleißig, intelligent und gehorsam, kurz — ein Kind ohne jeden Tadel. — Hier stehen sich also zwei Auffassungen gegenüber, und man muß ernsthaft fragen, wie hier eine gemeinsame Basis gefunden werden kann. Es darf nicht sein, daß das Kind von den beiden wichtigsten Erziehungsfaktoren Schule und Elternhaus hin- und hergezogen wird.

Zunächst ist ganz klar und eindeutig zu sagen: Ist das wirklich so, wie es die Mutter in dem oben angeführten Beispiel ausspricht, dann haben die Eltern die Pflicht und Schuldigkeit, die Angelegenheit im Interesse ihres Kindes bei der zuständigen Schulaufsichtsbehörde vorzutragen. Jedoch sei man sich darüber von vornherein klar, daß man damit sehr schwere Vorwürfe gegen die Amtsführung des betreffenden Lehrers erhebt, die man zu beweisen hat! Aber dieser Schritt sei erst der allerletzte.

Die allernatürlichste Art, die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, ist die direkte Aussprache mit dem Lehrer. Es kann dann sein, daß man feststellen muß, daß dem Lehrer verschiedene Umstände nicht bekannt sind, die die Mutter ihm eigentlich bereits vor einem Jahre, als er die Klasse übernahm, schon hätte erzählen müssen. Z. B. hat ihm niemand gesagt, daß das Kind vor zwei Jahren lange Zeit sehr schwer krank gewesen ist. Wie oft stellt sich erst hinterher heraus, daß im Elternhause Unfrieden herrscht, daß die Familie unter wirtschaftlichen Sorgen zu leiden hat. Und das alles hat das Kind seelisch niedergedrückt, hat seine inneren Kräfte gehemmt und sie nicht zur Entfaltung kommen lassen. Dabei ist es die Pflicht des Lehrers, ein gewisses Maß von Leistungen von dem Kinde zu verlangen. Ist seine Leistungsfähigkeit durch irgendetwas beeinträchtigt, dann wird jeder vernünftige Lehrer dem Kinde seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Hier gilt es, Vertrauen zu dem Lehrer zu haben und ihm den besonderen Fall des Kindes frühzeitig mitzuteilen.

Und trotzdem kann der Lehrer dem einzelnen Schüler dann keinen Privatunterricht geben, denn er hat nicht 5 oder 10 Schüler, auf deren besondere Verhältnisse einzugehen er Zeit und Gelegenheit genug hätte, er hat deren rund 40 und oft noch viel mehr! Das bedeutet, daß der Lehrer ständig seine





...ule gerecht behandelt?

Von Heinz Rahms

Aufnahme: Walter Remmel

Aufmerksamkeit durch 40 und mehr teilen muß. Wollte der Lehrer also jedem Kinde die gleiche intensive Behandlung angedeihen lassen, dann käme er mit seinem Unterricht nicht weit. Wenn er nur z. B. die Schulaufgaben eines jeden Kindes durchsieht und dazu jeweils eine Minute braucht, ist die Stunde bereits herum!

Die Eltern aber haben das Kind allein oder mit seinen wenigen Geschwistern zu Hause. Und da Fritzchen dann unter Aufsicht ist, trübt er kein Wässerlein. Er ist in der Tat gehorsam, er ist willig und man kann beim besten Willen nicht über ihn klagen. Sobald er aber eine Lockerung der Aufsicht verspürt oder in einer größeren Zahl von Kindern oder auch Erwachsenen untertauchen kann, dann ist die Bravheit heidi! Jetzt spielt Fritzchen noch ruhig und lieb mit seinen Geschwistern, aber da kommt Besuch, und das Kind ist wie ausgewechselt. Die erstaunte Mutter kennt dann ihr braves Fritzchen nicht mehr wieder. Aehnlich geht es in der Schule. Es gibt wirklich Kinder, die sich in der Schule oder im Kindergarten ganz anders geben, als sie es zu Hause tun. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn das Kind ist zwar eine Persönlichkeit, aber noch keine eindeutige! Wenigstens nicht so eindeutig, wie es sich das der Erwachsene oft vorstellt. Das Kind gibt sich in verschiedenen Umgebungen auch verschieden. Der Lehrer hat daher oft ein anderes Kind vor sich, wie es die Eltern kennen.



Aus der Tatsache, daß der Lehrer mit einer Schulklasse, also mit einer kleinen Gemeinschaft von Kindern arbeitet, ergeben sich für ihn bestimmte Notwendigkeiten, die im Elternhause in dem Maße nicht auftreten. Mehr als im Elternhaus muß sich das Kind einer großen Menge von gleichaltrigen Kameraden zugesellen und dann der Gemeinschaft einordnen. Das ist für das Kind oft nicht leicht, und manche Kinder tun das einfach nicht, sie werden störrisch, sie sind zu Hause das Alleinsein gewohnt, sie werden bockig und handeln unkameradschaftlich, weil sie es nicht anders wissen. So kann es vorkommen, daß der Lehrer entsprechende Maßnahmen ergreifen muß, das Alleingängertum des Kindes etwas abzubiegen. Daraus entsteht dann manchmal jene schon skizzierte Ansicht, daß der Lehrer dem Kinde etwas wolle. Nun gibt es Eltern, die halten jede auch noch so berechtigte Zurechtweisung ihres Kindes für eine persönliche Beleidigung. Und solche Eltern sind natürlich sehr schwierig.

Sehr viele Mißverständnisse zwischen Eltern und Lehrer entstehen durch die Aussagen der Kinder. Da erzählt der Karl irgendeine in der Tat ganz haarsträubende Geschichte, wie der Lehrer ihn geschlagen hat — und er selbst hat gar nichts getan — dagegen der Nebenmann, Erwin heißt er — aber der Lehrer hat gerade nicht hingesehen — usw. Und schon setzt sich der Vater hin und schreibt dem Lehrer einen geharnischten Brief. Falsch! Erst mal drüber schlafen! Und dann kann die Mutter — wenn es überhaupt noch nötig ist — zum Lehrer gehen und mal hören, wie das denn mit ihrem Karl überhaupt war. Sie wird in den meisten Fällen erstaunt sein, daß sie nun hören muß, daß es ihr Junge wirklich gewesen ist, der den ganzen Morgen gestört hat und immer und immer wieder ermahnt werden mußte, bis dem Lehrer schließlich die Geduld ausging. So hat der kleine Karl eine andere Geschichte — und zwar eine zu seinen Gunsten — erzählt. Kinder haben nämlich keinen Maßstab, aber sie wissen ihren Vorteil wohl zu wahren. Andererseits urteilen sie meist nur nach ihrem persönlichen Wohlergehen. Wer einmal die verschiedenen Urteile — soweit Kinder überhaupt urteilen können — der Schüler einer Klasse über denselben Lehrer gegenüberstellt, wird sehr erstaunt sein. Die ganze Skala von „prima" bis „frech" ist vertreten.

Kinder fragen
wir antworten

Zunächst: Dinge aus der Wehrmacht, hinter die auch vielleicht der fixeste Junge ein Fragezeichen setzt.

Das Kind fragt:
Woher kommt es, daß die meisten in der Wehrmacht gebräuchlichen Bezeichnungen Fremdwörter sind?

Antwort:

Als im 16. und besonders im 17. Jahrhundert in Deutschland die ersten stehenden (Landsknechts-) Heere gegründet wurden, ließen sich auch viele Welsche (Franzosen und Italiener) bei ihnen anwerben. Durch sie kamen die in den damals auf dem Gebiete des Heereswesens führenden Ländern Italien und Frankreich üblichen militärischen Ausdrücke ins deutsche Heer. Unterstützt wurde die Verwelschung der militärischen Sprache durch die im 17. Jahrhundert zur Hochblüte gelangenden Sucht, sich in Deutschland selbst im täglichen Umgang möglichst vieler fremder, insbesondere französischer Ausdrücke zu bedienen. Viele dieser Bezeichnungen sind bis heute in der Wehrmacht beibehalten, manche ber inzwischen auch verdeutscht worden.

Das Kind fragt:
Woher kommt und was bedeutet das Wort Soldat?

Antwort:

Das Wort heißt im Französischen soldat, italienisch soldato, und man bezeichnete ursprünglich damit einen Krieger, der für Sold = Lohn diente und kämpfte.

Das Kind fragt:
Was heißt Rekrut?

Antwort:

Rekrut ist aus dem französischen Wort recrue = Nachwuchs entstanden; damit ist das Wort erklärt.

Das Kind fragt:
Was ist ein Offizier?

Antwort:

Ein Offizier ist ein höherer Vorgesetzter im Heer; alle höheren Vorgesetzten, dem Range nach beginnend mit dem Leutnant bis zum Generalfeldmarschall, sind Offiziere. Das Wort stammt aus dem Französischen und kann etwa mit Auf-ein-Amt-Verpflichteter oder Beamter im Heere übersetzt werden.

Das Kind fragt:
Was heißt Leutnant?

Antwort:

Auch das Wort ist französisch, und wurde auch im deutschen Heer früher wie in Frankreich lieutenant geschrieben. Lieutenant bedeutet soviel wie Platzhalter oder Stellvertreter (des Kompanieführers).

Das Kind fragt:
Und was heißt Kompanie?

Antwort:

Kompanie heißt Brotgenossenschaft (lateinisch panis = Brot). Es wurde noch bis zum Weltkriege Kompagnie geschrieben und kann auch mit Gesellschaft übersetzt werden.

Das Kind fragt:
Welches ist der Unterschied zwischen Eskadron und Schwadron?

Antwort:

Beide Wörter bedeuten dasselbe, nämlich eine Untergliederung eines Kavallerieregiments. Sie gehen zurück auf das italienische Wort squadrone, was soviel wie viereckiger Haufe (von Reitern) bedeutet.

Das Kind fragt:
Ist nun auch eine Batterie und ein Bataillon dasselbe?

Antwort:

Nein! Sie haben zwar beide die gleiche (französische) Wortwurzel battre = schlagen. Die Batterie ist jedoch eine Untergliederung der Artillerie, während das Bataillon (genauer abgeleitet von bataille = Schlacht) eine Infanterieabteilung, bestehend aus mehreren Kompanien, ist.

Und hier nun gleich eine Zusammenfassung: der kleinste in vieler Beziehung selbständige Truppenverband heißt bei der Infanterie Kompanie, bei der Kavallerie Schwadron, bei der Artillerie Batterie.

Kompanien, Schwadronen und Batterien sind in Regimentern zusammengefaßt. (Regiment — lateinisch regimentum = Herrschaft, Leitung — bedeutet der (von einem Obersten) beherrschte, geleitete oder befehligte Truppenteil. Es bildet eine Einheit und trägt eine Nummer und oft auch einen Namen, z. B. Infanterie-Regiment 89 oder Regiment „General Göring").

Das Kind fragt:
Infanterie, Kavallerie und Artillerie sind doch nun auch wieder Fremdwörter; wie kommt es denn, das man das Fußvolk Infanterie, die Reiterei Kavallerie und die mit Kanonen kämpfende Truppe Artillerie nennt?

Antwort:

Infanterie ist abgeleitet von dem spanischen Wort infante = Knabe, Knappe, Knecht. Infanteria nannten zuerst die Spanier ihr Fußvolk; später ging die Bezeichnung auf alle europäischen Heere über.

Die Kavallerie ist die Truppe der chevaliers (französisch), der Reiter, (cheval = Pferd). Das Wort hat sich im Laufe der Jahrhunderte abgeschliffen und umgeformt.

Und endlich Artillerie. Sie hat eigentlich gar nichts mit Kanonen zu tun, sondern mit — Kunst. Die (lateinische) Wurzel des Wortes heißt ars, und d. i. Kunst. Artellaria nannte man im Mittelalter eine besonders geschulte Truppe, die Kriegsmaschinen zu bedienen verstand. Daher also Artillerie.

Das Kind fragt:
Dann ist wohl Kanone auch ein lateinisches Wort?

Antwort:

Recht geraten! Es ist abgeleitet aus canna = Rohr.

Das Kind fragt:
Bomben und Granaten auch?

Antwort:

Nein! Bombe geht auf das griechische Wort bómbos = dumpfes Geräusch zurück und könnte mit „Brummer" übersetzt werden.

Granata (= Granatapfel) hingegen nannten die Italiener wegen seiner Form und weil „Kerne" (Bleikörner) in ihm waren, das explodierende Geschoß der Kanone und das mit der Hand geworfene. Grenadiere = Granatenwerfer!

Das Kind fragt:
Was soll ich mir bei den Rangbezeichnungen Hauptmann, Major, General und Feldmarschall denken?

Antwort:

Das Wort Hauptmann erklärt sich ja von selbst: er ist das Haupt, der Kopf oder die Spitze seiner Kompanie. Interessant ist, daß Hauptmann die fast wörtliche Uebersetzung der Rangbezeichnung ist, die der Hauptmann bis 1842 im preußischen Heere führte. Da hieß er nämlich Kapitän. (Hergeleitet von dem französischen Wort capitaine, das wieder das lateinische caput = Haupt als Wurzel hat.) Kapitän (italienisch capitano) wird heute noch das „Haupt" des Schiffes genannt.

Der Major (lateinisch major) ist der größere, höhere, übergeordnete Offizier.

General (lateinisch generalis) heißt in freier Uebersetzung der Führer der Allgemeinheit, der Oberste.

Und Feldmarschall oder kurz Marschall? Nun lacht nicht: Marschall heißt — Pferdeknecht und ist ein altes deutsches Wort. (Mare, Mähre =

Warum Warum ?

Pferd, Schalk = Knecht.) Es wurde schon früh zum Titel des Hofbeamten, der dem königlichen Marstall (!) vorstand und in Kriegszeiten die Reiterei befehligte.

Das Kind fragt:
Gibt es denn im Heerwesen noch mehr solcher Wörter deutschen Ursprungs, deren Sinn wir nicht mehr ohne weiteres verstehen?

Antwort:

Gewiß! Da ist zum Beispiel das Wort Feldwebel. Althochdeutsch hieß es Waibel = Gerichtsdiener, und man bezeichnete in den mittelalterlichen Heeren damit einen Vorgesetzten, der die Landsknechte und den Troß beaufsichtigte und für die Ordnung im Lager sorgte.

Da ist weiter der „Gefreite", der Soldat, der vom Schildwachtstehen befreit war.

Da haben wir das Wort Biwak, das als bivouac im 17. Jahrhundert aus dem Französischen zu uns kam, wohin es im Mittelalter als biwake (Beiwache) aus dem Deutschen (!) ausgewandert war.

Da haben wir ferner das Wort Drill, womit wir das scharfe Exerzieren — französisch exercer = üben! — bezeichnen; es kommt von drillen = drehen.

Das militärische Gegenstück von Drill ist Urlaub. Auch dieses Wort ist urdeutsch; im Althochdeutschen hieß es urloup = Erlaubnis.

Auch das Wort Fahne müssen wir hier erwähnen. Es ist deutsch und bedeutet Tuch (Tuch mit dem Hoheitszeichen oder in den Farben eines Staates, „Kampftuch") und wurde ehemals fano und vane geschrieben.

Und das „Gewehr" ist eine Waffe, mit der man sich wehren kann.

Das Kind fragt:
Gehört nicht auch das schöne Wort Kamerad zu ihnen?

Antwort:

Nein, so vertraut es uns auch klingen mag! Es geht auf das lateinische Wort camera = Kammer zurück, und der Kamerad ist der Kammer- oder Stubengenosse. Im erweiterten Sinne wurde es zur Ehrenbezeichnung für alle Waffengefährten.

Das Kind fragt:
Aus welcher Sprache stammt denn das Wort Tank?

Antwort:

Aus der englischen, und zwar wird nach dem englischen Ingenieur Tom Tank ein Wasserbehälter oder ein Bassin so genannt. Im Weltkrieg wurde der Name auf die gepanzerten Kraftwagen übertragen.

Das Kind fragt:
Das Wort Tornister klingt beinahe so wie Kanister. Sind die beiden Wörter etwa miteinander verwandt?

Antwort:

Ja, ganz entfernt. Tornister ist entstanden aus dem griechischen Wort tágistron = Hafer- oder Futtersack. Die Umbildung ging über das ebenfalls griechische Wort Kanistron = Körbchen vor sich, das seinerseits der Ahne des Kanisters ist.

Das Kind fragt:
Was heißt Stuka?

Antwort:

Stuka ist kein Fremdwort, so fremdartig es auch klingen mag. Es ist eine von den in der heutigen Zeit allerorts üblichen Abkürzungen und wird für Sturzkampfflieger gebraucht.

Hier können wir gleich die ähnlichen Abkürzungen Flak = Fliegerabwehrkanone, Pak = Panzerabwehrkanone, Kradschütze = Kraftradschütze, s.M.G. und l.M.G. = schweres und leichtes Maschinengewehr und schließlich auch das Pz.-Rgt. = Panzer-Regiment erwähnen.

Und auf den Kennschildern der Wehrmachtskraftwagen steht WH, WL oder WM. Ist irgendwo ein Junge oder ein Mädel, die nicht wissen, was diese Abkürzung heißt? Ihnen sei gesagt, — was sie längst wissen sollten — daß WH, WL und WM in einsatzbereiter Kameradschaft unser Schutz sind, und daß sie unsere Hoffnung auf den deutschen Sieg in dem uns aufgezwungenen Kampfe nicht enttäuschen werden.

*

Das Kind fragt:
Kommt die Chinarinde aus China?

Antwort:

Nein, hier handelt es sich um eine Doppelnennung (in der Gelehrtensprache nennt man das Tautologie oder auch Pleonasmus). Das Wort Chinarinde ist nicht von China abgeleitet, sondern von quina, einem Wort der Inkasprache, und dieses Wort heißt richtig übersetzt: Rinde. Der Baum, von dem diese Rinde stammt, wächst in Peru in Südamerika. Wenn wir also Chinarinde sagen, heißt das soviel wie Rinderinde. — Solche Doppelnennungen (Pleonasmen) kommen in der deutschen Sprache öfter vor. Wenn man vom Bibelbuch spricht, so ist das ebenfalls doppeltgemoppelt, denn das Wort Bibel entstammt dem lateinischen biblia, und das heißt schon Buch. Nicht anders ist es beim Wort Eidschwur, denn ein Eid ist bereits ein Schwur. Ferner finden wir solche Doppelnennungen beim Femgericht (Feme ist Gericht!), Grenzmark (die Mark ist die Bezeichnung für ein Grenzland), Guerillakrieg (Guerilla ist ein spanisches Wort und heißt kleiner Krieg), Kanonenrohr (das Wort Kanone bezeichnete ursprünglich das Rohr), Laib Brot (Laib ist die Bezeichnung für Brot), gute Besserung (gibt es denn auch eine schlechte?), alter Greis (gibt es einen jungen?), pechkohlrabenschwarz (das ist sogar schon viermal gemoppelt! denn sowohl Pech wie Kohle und Rabe sind bereits schwarz). Auch die Redensarten wortwörtlich, tagtäglich sind ebenso Doppelnennungen wie runde Scheibe. (Haben wir schon mal eine eckige Scheibe gesehen?). Viele Doppelnennungen haben sich inzwischen schon so fest eingebürgert, daß wir sie kaum noch entbehren können, z. B. Pontonbrücke. Obschon Ponton schon Brücke heißt (nach dem lateinischen pons), verstehen wir unter Pontonbrücke doch eine besondere Brücke, also im Gegensatz zu einer festgebauten ein Brückenschiff. Nicht anders ist es bei grasgrün. Zwar wissen wir alle, daß Gras grün ist, aber unter grasgrün verstehen wir die besonders grüne Farbe. Auch Lebkuchen ist an sich eine Doppelnennung, bezeichnet heute aber die besondere Art dieses Leckerbissens. Zuletzt wollen wir noch an Sturmwind denken, wobei wir die Doppelnennung nur deswegen gelten lassen, um die Stärke dieses Sturmes auszudrücken. — Es ist recht anregend, diese Reihe der Doppelnennungen noch fortzusetzen, man wird überrascht sein, wieviel wir in unserer Sprache finden.

Das Kind fragt:
Warum heißt es manchmal „Sündflut" und manchmal „Sintflut"?

Antwort:

Bei der Schreibweise „Sündflut" denken viele an die große Flut, die um der Sünde der Menschheit willen über die Erde hereinbrach. In Wirklichkeit geht dieses Wort auf die sprachlich ältere Form sintvlout zurück. Das Eigenschaftswort „sint" meint „umfassend, groß, anhaltend". Die „Sündflut", richtiger „Sintflut" geschrieben, ist somit die langanhaltende, gewaltige Flut.

Das Kind fragt:
Woher hat die Grasmücke ihren Namen?

Antwort:

Viele meinen, die Grasmücke hätte ihren Namen davon, daß sie sich winzig wie eine Mücke im Gras oder Gesträuch verbirgt oder Mücken vertilgt. Aber jeder, der die Grasmücke schon einmal gesehen hat, weiß, daß sie keine Mücke ist. Die „Mücke" ist ein Teil eines alten Wortes, das vordem smuken, im Mittelhochdeutschen smigen, lautet. Die Grasmücke ist also ein Vogel, der sich ins Gras „schmiegt".

Das Kind fragt:
Warum sagt man „Morgenstunde hat Gold im Munde"?

Antwort:

Das Wort „Mund", das hier angewandt wird, ähnelt dem „Mund" im Worte „Vormund". Der Vormund ist eine Person, die rechtlich ein „Mündel" vertritt, somit also Gewalt über einen Minderjährigen hat. Die ältere Sprachform für diese Art von Gewalt heißt munt, ein Wort, das mit dem lateinischen manus = Hand urverwandt ist. Ganz sinnentsprechend besagt das Sprichwort „Morgenstund hat Gold im Mund". Morgenstund hat Gold in der Hand. Und das will das Sprichwort ja auch zum Ausdruck bringen.

Klöße und Knödel

Die der Hausfrau zustehenden Mehlrationen (sie machen bei einer vielköpfigen Familie recht beträchtliche Mengen aus) werden nicht immer und überall zweckmäßig verwertet. Alles Mehl zu verbacken, verbietet sich von selbst, da mit wichtigen Backzutaten (Fett, Eiern, Milch) gespart werden muß. Die in fast allen deutschen Landschaften, auch in denen mit sonst berühmter Küche, weitverbreitete Uebung, Mehl ans Gemüse zu rühren, ist aber so barbarisch, daß man darüber am liebsten stille wäre. Die Ausrede, das Gemüse sättige sonst nicht, ist ganz faul; damit kann man auch Buchbinderkleister als Mittagessen verteidigen. Richtiger und anständiger ist es, das Sattmachen der (gut zubereiteten) Kartoffel zu überlassen oder das Mehl zu besonderen Beilagen zu verarbeiten, die satt machen, gut schmecken und gut ausgenützt werden. Das sind die in Bayern, im Sudetengau und in der Ostmark weitverbreiteten Knödel und die nahe verwandten, vom Saargebiet bis nach Oberschlesien beliebten Klöße. Ganz unbekannt sind sie übrigens auch in Norddeutschland nicht, denn in Holstein z. B. wird aus Mehl, etwas Butter oder Schmalz (das notfalls wegbleiben kann), Rosinen und Korinthen, gehackten Mandeln, Eiern (die durch Milei ersetzt werden dürfen), Milch und Hefe ein Teig gemacht, der nach dem Aufgehen in einer Serviette gekocht wird. Er heißt "Dicker Hans" und wird mit Backobst als eigenes Gericht gegessen. Die in Norddeutschland weit verbreiteten „Klütern" sind, ebenso wie die berühmten schwäbischen „Spätzle" oder die ostmärkischen „Nockerln", keine eigentlichen Knödel oder Klöße, obwohl Mehl bei ihnen die Hauptrolle spielt; von ihnen soll ein ander Mal die Rede sein.

Am besten zur Beilage für Gemüse, Fisch, Fleisch aller Art, besonders zu Ragout paßt der böhmische Knödel, der auch überall im Sudetengau heimisch ist. Für vier Personen nimmt man 500 Gramm Mehl, 1—2 Eier (oder die entsprechende Menge Milei), 1 Teelöffel Salz und so viel Milch oder Wasser, daß sich ein nicht zu fester Teig arbeiten läßt. Wenn der Teig kräftig geschlagen ist und sich leicht von der Schüssel löst — das Schlagen ist für die Güte mit entscheidend; — dann werden altbackene Semmel- oder Brotwürfel, die mit kleinen Speckwürfeln zusammen in der Pfanne geröstet worden sind, in den Teig hinein verarbeitet; je mehr Semmeln oder Brot man nimmt, desto lockerer wird der Knödel. Der Teig muß aber doch auch wieder fest genug sein, um in der Größe eines Kindskopfes zusammenzuhalten. Er wird in wallendes Salzwasser gelegt (ohne Serviette) und 1 bis 1¼ Stunde gekocht, dann in Scheiben zerschnitten und zu Tisch gegeben. Wenn man wenig Zeit hat, kann man mehrere kleinere Knödel machen, die natürlich schneller durchkochen. — Ganz ähnlich sind auch die bayerischen Knödel, nur werden dazu allein eingeweichte Semmeln, aber kein Mehl verwendet. Von den ebenfalls bayerischen Leberknödel und den tiroler Speckknödeln wollen wir zurzeit schweigen, da wir ja mit Fleisch und Speck sparsam umgehen müssen.

Dagegen eignen sich die verschiedenen Sorten von Kartoffelknödeln und Kartoffelklößen sehr gut für die jetzige Zeit. Es gibt zwei grundverschiedene Arten unter ihnen, je nachdem, ob man rohe oder gekochte Kartoffeln dazu nimmt. Allerdings wird zu denen aus rohgeriebenen Kartoffeln meist auch ein Teil gekochte Kartoffeln zugefügt, was sie bekömmlicher und leichter macht. Die ganz echten „Herzdricker" aus der Rheinpfalz enthalten nur geriebene rohe Kartoffeln, Ei und Salz. Hier ist aber ein Rezept der „Hoorige Knebb" auf eine Art, die nicht so lange im Magen liegt: ⅓ rohe und ⅔ gekochte Kartoffeln werden gerieben und mit Salz, aber ohne Ei, zu einem Teig verarbeitet. Man formt Klöße daraus und kocht sie in Salzwasser ab. Dazu kommt etwas Butter mit saurer Milch oder Specktunke. — Eine Vogtländerin gibt für die „grünen" Klöße eine ähnliche Vorschrift: für 16 Stück braucht man 3 Kilogramm roh geschälte, in kaltes Wasser geriebene Kartoffeln und 1 Kilogramm gekochte, ebenfalls gerieben. Die roh geriebenen werden in einen Sack aus grobem Leinen oder Nessel gefüllt, fest ausgepreßt, der Inhalt in eine Schüssel getan, gesalzen und so viel kochendes Wasser darauf getan, daß ein dickflüssiger Teig entsteht. Bei zu wenig Wasser werden die Klöße zu derb, bei zu viel gibt es nur Suppe! Die gekochten Kartoffeln werden dazu verknetet, mit nassen Händen Klöße geformt, die in der Mitte ein paar geröstete Semmelwürfel tragen, dann etwa 20 Minuten in kochendem Salzwasser gar gemacht. — Klöße aus nur gekochten Kartoffeln, mit Mehl und Ei, sind natürlich viel leichter zu machen.

Sehr viel Anklang, besonders bei Kindern, finden die „süßen" Knödel, die auf die verschiedenste Weise hergestellt werden können. Ein Mehl-Kartoffelteig, ein leichter Hefeteig, ein Nudelteig sind dazu brauchbar. Man formt, mit einem Viertel Apfel oder einem Klecks Pflaumenmus, Hagebuttenmark usw. als Einlage mehr oder minder große, nicht zu große Klöße und kocht sie in wallendem Salzwasser 10—15 Minuten. Wieweit man sie mit Zucker, geröstetem geriebenen Brot, geriebenem Käse bestreuen oder mit Fett begießen kann, kommt darauf an, ob man etwas übrig hat.

Hajek

Kinder bei Tisch

Man braucht durchaus nicht mit einem Menschen erst einen Scheffel Salz gegessen zu haben, um ihn kennen zu lernen. Oft genügt es schon, ihn beim Essen zu beobachten, um zu wissen, wes „Leute Kind" er ist.

Wir wundern uns oft, in der Gesellschaft junge Männer und junge Mädchen anzutreffen, die noch nicht richtig oder wenigstens manierlich essen und trinken können oder dabei vor bestimmter Umgebung aus einer Verlegenheit in die andere fallen. Hier ist die Erziehung schuld. Sie hat den jungen Menschen zu wenig durch die Gemeinschaft für die Gemeinschaft erzogen.

Eine der wichtigsten Gelegenheiten, wo die Familie erzieherisch auf das Kind einwirkt, ist bei Tisch. Nun gilt zwar das Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" glücklicherweise hier am wenigsten, aber es ist doch für einen jungen Menschen peinlich, durch oft trübe Erfahrung erst in der Gesellschaft sich das aneignen zu müssen, was der gute Ton nun einmal fordert.

Daher ist es Pflicht der Eltern, der Erziehung der Kinder bei Tisch ganz besondere Sorgfalt zu widmen. Schon die Art und Weise, wie man zu Tisch geht, ist wichtig. Von frühester Jugend an sind die Kinder daran zu gewöhnen, daß sie bei Tisch in ordentlichen Kleidern und sauber gewaschen erscheinen. Es darf einfach nicht vorkommen, daß Kinder sich mit ungewaschenen Händen an den Tisch setzen. Mit ein paar Strichen ist auch das Haar geordnet und der Straßenstaub vom Anzug gebürstet. Darauf müssen die Eltern achten.

Selbstverständlich hat bei Tisch alles Nörgeln und Streiten um das „größte Stück" zu unterbleiben. Wenn die Erziehung hier auch nicht so weit zu gehen braucht, daß das Kind mit Hummerscheren umzugehen lernt, so muß es doch in der Handhabung von Messer und Gabel unterwiesen werden, ebenso im Gebrauch des Mundtuches, im richtigen und damit ästhetisch schönen Umgang mit ungenießbaren Teilen der Speisen wie Gräten, Gewürzkörnern, Obstkernen usw. Das muß das Kind lernen. Und da gibt's viel Erzieherarbeit. Schon das geschickte Anfassen einer Tasse, das langsame Trinken will gelernt sein.

Geräuschloses Essen und Trinken, vermeiden von Schlürfen und Schmatzen ist eine der Grundregeln für ein anständiges Benehmen bei Tisch. Darin wird leider auch von den Erwachsenen viel gesündigt. Um so notwendiger ist es, daß schon das Kind lernt, sich solche Ungezogenheiten nicht erst anzugewöhnen.

Selbst das Sitzen der Kinder ist eine Kunst, die gelernt sein will. Es dauert oft lange, bis all die Nachlässigkeiten wie Schaukeln mit dem Stuhl, Uebereinanderschlagen der Beine, Anlehnen, Aufstützen der Ellenbogen usw. überwunden sind.

Selbstverständlich müssen wir Eltern hier in ganz besonderem Maße den

Der Industriekaufmann



Wenn wir das Wort „Kaufmann" aussprechen, denken viele von uns an einen freundlichen Mann in einem Laden, der zuvorkommend nach unseren Wünschen fragt. Und das ist ja auch nicht ganz falsch; nur sind die allermeisten Kaufleute heute von ganz anderer Art, sie stehen nicht im Laden und haben mit der unmittelbaren Bedienung kleiner Kundenwünsche kaum mehr zu tun. Auch die in großen Handels- und Hafenstädten umgehende Vorstellung des Kaufherrn, der eigene Frachtschiffe auf dem Meere schwimmen hat und eigene riesige Warenspeicher sein eigen nennt, paßt nicht auf die Mehrzahl der heutigen deutschen Kaufleute. Eins aber hat dieser Kaufherr freilich doch mit den meisten aller heutigen Kaufleute gemein: er steht nicht im Laden, sondern er sitzt in einem Büro. Das Büro ist denn auch die Berufsheimat des Kaufmanns von heute, selbst des Firmenvertreters, der für seine Fabrik den äußeren Kundendienst der Werbung und der Betreuung des letzten Warenverteilers an der Kundenfront versieht. Auch er geht vom Büro aus, wo er seine Weisungen bekommt, und er kehrt mit den Aufträgen zum Büro zurück, wo er die Wünsche, Beschwerden und Erfahrungen seiner Kunden abgibt. Schon dieser Vertreter ist ein Industriekaufmann; und die Berufskameraden, die im Büro seine Tätigkeit vorbereiten, die dort seine Berichte entgegennehmen, weiterleiten und verwerten, erst recht.

Der Industriekaufmann ist aber nicht einfach ein „gelernter Kaufmann", der statt in einer Bank, in einem großen Handelshause, einem Speditionsgeschäft oder in einer Firma des Einzelhandels „zufällig" in einem Industriewerk Anstellung gefunden hat. Es gibt vielmehr heute einen eigenen Spezialberuf des Industriekaufmanns, mit einer besonderen Lehre dafür, die drei Jahre dauert. Was den besonderen Beruf des Industriekaufmanns ausmacht, das ist, daß er nicht bei einem fremden Erzeuger Ware einkauft und sie an den Kleinverkäufer oder den Verbraucher selbst weitergibt, im wesentlichen unverändert, wenn auch vielleicht in handliche Packungen verteilt, auf Flaschen gefüllt usw. Der Industriekaufmann steht vielmehr mit dem Warenerzeuger, das ist ja seine eigene Firma, in einem engen Verhältnis der Zusammenarbeit, er kauft Rohstoffe, Halbfabrikate, Zubehör, Werkzeuge, Maschinen, Packmaterial usw. ein, er beaufsichtigt rechnungsmäßig den Bau einer neuen Fabrikanlage, er kontrolliert im Betrieb den Weg vom Rohstoff zur Fertigware, die Abnützung der Maschinen, die Verwertung des Abfalls, er wirbt für den Verkauf beim Kunden und verkauft schließlich die Ware auch, indem er Lieferschein und Rechnung ausschreibt, den Zahlungseingang bestätigt oder einen Mahnbrief verschickt. Der Industriekaufmann greift also unmittelbar in die Erzeugung ein, er beaufsichtigt und kontrolliert jeden kleinsten Vorgang in der Fabrik nach seinen Kosten, er regt den Ingenieur und Techniker nicht nur an, indem er ihm die Wünsche und Klagen des Kunden weitergibt, er fördert viel unmittelbarer den Betrieb und seine Entwicklung, indem er zum Ausbau neuer, besserer, preiswerterer Fabrikationsverfahren, zur neuartigen Verwendung von Abfällen und Zwischenprodukten den Anstoß gibt und geben soll. Dazu gehört natürlich, daß er etwas auch vom Betrieb versteht, daß er die Ware und ihre Verwendungsfähigkeit nicht allein vom Papier her kennt. In manchen Betrieben werden daher vom künftigen Industriekaufmann auch technische Fertigkeiten verlangt, die er sich in der Lehrzeit aneignen muß. Technische Kenntnisse sind überall notwendig.

Die Anforderungen an den, der Industriekaufmann werden will, sind nicht gerade klein. Wenn wir vom Gesundheitlichen anfangen: er braucht zwar keine besonderen Körperkräfte, muß aber (da der Dienst die Augen ziemlich anstrengt) gesunde Augen, der häufigen Ferngespräche wegen gesunde Ohren und vor allem andern gesunde Nerven haben, die dem modernen Eilbetrieb, den häufigen Aenderungen der Arbeitsart und der unvermeidlichen Unruhe eines großen Büros standhalten. Auch eine Sprachstörung macht natürlich ungeeignet für diesen Beruf. Die Ansprüche an Intelligenz, Auffassungsgabe, Gedächtnis und Aufmerksamkeit sind nicht gering, selbst in den „kleinen" Stellungen; daher kommen unterdurchschnittlich Begabte nicht in Betracht. Von der Schulbildung wird nur verlangt, daß sie wirklich abgeschlossen ist, es kommt also auch einer mit Volksschulbildung weiter, wenn er strebsam ist. Doch ist Mittelschul- oder höhere Schulbildung schon der Sprachkenntnisse wegen erwünscht. Wichtig ist ein guter klarer sprachlicher Ausdruck im Deutschen, eine tadellose Rechtschreibung und eine lesbare, flotte Handschrift; wichtig ist gewandtes Rechnen; wichtig sind geografische Kenntnisse, nicht mechanischer Art, sondern wirkliches Wissen um erdkundliche und wirtschaftsgeographische Zusammenhänge. Daß zu höheren Stellungen nur Menschen kommen, die eine gute Organisationsgabe mit entsprechenden Fähigkeiten der Menschenführung vereinigen, ist wohl selbstverständlich. Endlich geht es, wie schon gesagt worden ist, nicht ohne technisches Interesse und Verständnis.

Die Tätigkeiten und Aufgabenbereiche des Industriekaufmanns sind sehr verzweigt und verschiedenartig; eine starke Spezialisierung ist die Regel. Doch wird mit gutem Recht eine solide gemeinsame Berufsgrundlage für alle verlangt; auf diese erst kann sich die Spezialisierung aufbauen. Der Industriekaufmanns-Lehrling muß den Einkauf und den Verkauf, die Verwaltungsarbeit auf dem Lager, die Buchhaltung für Betrieb und Geschäft, die Kassenverwaltung und die Inventur gründlich kennengelernt haben; er muß Vorrechnen (Kalkulation), Nachrechnen (Kontrolle) und Lohnrechnen beherrschen, die Bedienung der modernen Büromaschinen; daß er ein perfekter Stenograph und Maschinenschreiber ist, versteht sich fast von selbst. Der Versand, die Erledigung der Eingangs- und der Ausgangspost, Registratur und Statistik müssen ihm geläufig sein, er muß die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen kennen und, auch das sei nochmals gesagt, mit seinen Kenntnissen der Warenfertigung, des Betriebes stets auf dem Laufenden sein. Wenn er auch vom Versicherungswesen und vom Werbewesen etwas versteht, um so besser. Nicht all das wird er später spezialistisch anwenden, die Grundzüge aber müssen ihm auch später lebendig bleiben, wenn er für seine Person eine sichere, leistungsfähige Zusammenarbeit gewährleisten will.

Hans Hajek.

Kindern ein Vorbild sein, dürfen wir uns nicht vorbeibenehmen. Und Redensarten wie: ach, das lernt es noch, wenn es seine Beine erst mal unter fremder Leute Tisch strecken muß! können uns nicht von unseren Erzieherpflichten befreien. Das Beispiel und die Nachahmung sind stets die besten Mittel der Erziehung.

Das gilt auch vom Sprechen. Gerade bei Tisch müssen wir der Sprache die größte Sorgfalt zuwenden. Mit Sinn und Verstand essen, aber auch mit Sinn und Verstand sprechen! Das sei ein Grundsatz. Auch Art und Ton sind wichtig. Wird bei Tisch gut gesprochen, nimmt das Kind dies von selbst auf. Lehren und Ermahnungen sind dann meist unnötig.

Schön ist es, wenn die Verhältnisse es erlauben, nach Tisch ein paar Minuten der Unterhaltung zu widmen. Auch die Kinder dürfen dabei erzählen. Manch gutes Wort fällt und findet einen guten Ort. Daß dabei der Frohsinn nicht zu kurz kommen darf, braucht wohl nicht näher begründet zu werden.

Alles in allem, denken wir stets an die Erfahrung: Iß zu Hause, als wärest du Gast bei einem großen Manne, dann wirst du an des großen Mannes Tisch essen, als wärest du zu Hause!

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

3. Fortsetzung

Aber er wollte nicht. Es waren zwei lebendige kleine Löwen an Bord, die waren ihm interessanter. Lore Steffen fuhr indessen fort zu erzählen. Sie verstand es, anschaulich zu schildern. Todeinsam war die Landschaft, in der sie lebte, ein meilen- und meilenlanges Hochplateau, oben scharf und gerade wie mit einem Rasiermesser abgeschnitten und die ganze Linie grotesk zerrissen von Wind und Wetter. Es hat alles etwas Vorweltliches, eine Begegnung mit einem Saurier würde einen hier gar nicht wundern. Dann kommt wieder ein mächtig hoher Sandkoloß in Pyramidenform; es erinnert dort alles an das Tal der Könige bei Theben in Aegypten. In einer Riesensandkuhle liegen die Häuser von Comodore hintereinander gestaffelt da, um sich auf der Hochfläche zu verlieren. Eine große zerfallene Mole, Wellenbrecher mit zerspritzenden Wellen, und trotz des Hafenbetriebes eine große Stille über allem . . ."

Die Malerin sprach aus der jungen Frau. In Hanna Rohde aber regte sich die Hausfrau, sie fragte nach Haus und Heim.

„Oh, wir haben eine entzückende Puppenwohnung. Zwar auch ein Wellblechhäuschen, aber mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet, Gas, Elektrizität, Badezimmer. Innen sehr behaglich und wohnlich, getäfelte Wände, gebohnerter Fußboden, weißlackierte Fenster und Türen. Die Möbel sind nach meinen eigenen Entwürfen von einem geschickten jungen Tischler angefertigt worden, natürlich aus Kistenholz, aber herrlich mit rotem Lack angepinselt, dazu eine schneeweiße Lammfelldecke auf dem Diwan. Die Heimatecke ist meines Mannes ganzes Entzücken. Mit schönen Teppichen, Kissen, Gitarre, Bildern und Büchern habe ich wirklich etwas recht Schönes geschaffen." „Und wie ist es mit den Lebensmitteln?" „Alles sehr billig. Schweinefleisch kostet 60—70 Centavo das Kilo, Rind- und Kalbfleisch vierzig bis fünfzig, beste Butter, frisch von den Estanzien, 80—100 Centavo. Auch Gemüse, Gurken, Tomaten, Geflügel und Eier sind billiger als in Deutschland. Man bekommt alles ins Haus. Das Lahusensche Auto fährt die Gegend ab. Lahusen ist das größte Kaufhaus, in dem es einfach alles gibt. Da die meisten Kunden draußen auf den Oelfeldern oder noch weiter auf den Estanzien wohnen, wird nur von einem Kilo an verkauft. So lange es sich um Mehl, Zucker, Reis handelt, ist das ja sehr gut. Aber auch Pfeffer und Lorbeerblätter gibt's nur in Kilobüchsen. Wer da einmal seinen Bedarf bei Lahusen deckt, der ist für Lebenszeit mit Gewürzen versorgt. Aber komisch, Nähnadeln sind eine Seltenheit. Die Biester kosten zehn Centavo das Stück. Hoffentlich haben Sie sich gut mit Kleidung versorgt; denn Stoffe sind sehr teuer, nur das einfache, ganz schlechte Zeug ist billig."

„Wenn man sie so hört, verliert man die Beklemmung vor dem fremden Lande", meinte Hanna.

„Nun, das Land hat auch seine Schattenseiten. Da sind vor allem die Sandstürme. So ein mörderischer Sandsturm, der mit erschlaffender Hitze verbunden ist, dauert manchmal acht Tage. Da ist man zu jeder Arbeit unfähig. Man liegt in dem ewig heulenden, prasselnden Sturm auf dem Diwan, der Sand dringt durch alle Fensterritzen und bedeckt alles mit einer dicken Schicht. Türen werden durch den Sturm eingedrückt. Wenn ich zu malen versuche, sind die Farben im Nu mit Sand überschüttet, der alles Arbeiten unmöglich macht. Wie sehnt man sich nach einer Atempause, aber die gibt's nur abends in der Dämmerung, so zwischen neun und elf Uhr, wo wir unseren gewohnten Spazierlauf machen. Ist man dann müde gelaufen, schläft man trotz des heulenden Windes gut ein." Hanna Rohde lächelte: „Ich werde weder auf dem Diwan liegen, noch spazierengehen können?"

„Was wollen Sie denn tun im Sandsturm? Auch auf Ihrer Estanzia können Sie da nicht arbeiten. Ich kenne diese Besitzungen. Auf unseren Autofahrten durch die Pampa sind wir oft an Estanzien mit herrlichem Vieh und Riesenpappeln auf weiten, saftgrünen Weiden vorbeigekommen. Können Sie sich die Pampa vorstellen? Eine weite, unendlich weite, graugrüne Grasfläche, ein einsamer Weg, der sich bis zum Horizont erstreckt. Und dazu ein Himmel, unsagbar hoch und tief, von einem nicht zu beschreibenden Grünblau, mit großen Wolken von blendender Weiße. Die ganze Pampa, durch die man monatelang fahren kann, ohne ans Ende zu kommen, ist ein Hochplateau, zu dem man über das kleine Gebirge, die Monte azules, die blauen Berge, gelangt. Ich habe da oft an unser armes Deutschland, das ‚Volk ohne Raum', ohne Ellenbogenfreiheit, denken müssen."

Hanna Rohde hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte hinaus aufs Meer. „Das hat uns ja auch fortgetrieben", sagte sie, „aber unser Stück Land wird im Urwald liegen."

„Urwald, das denke ich mir herrlich! Geheimnis und Einsamkeit. Mir kann ja eine Landschaft nie einsam genug sein."

Die beiden jungen Frauen schwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Hanna Rohde hatte keinen Begriff von ihrer neuen Heimat, ihre Vorstellungen gingen ins Unbestimmte. Es wurde dann Zeit für sie, nach den Kindern zu sehen, sie aufzunehmen und anzukleiden. Sie spielte ein wenig mit ihnen an Deck, widmete sich ihrem Mann. Allmählich kam der Abend und die Zeit, wo sich alles wieder im Speisesaal zur großen Hauptmahlzeit zusammenfand. Der Kaffee wurde in der Halle und im Rauchsalon serviert. Dann zerstreuten sich die Passagiere. Einige Herren sammelten sich um den Kartentisch. Lore Steffen lag hoch oben auf dem Bootsdeck im Liegestuhl unter dem südlichen Sternenhimmel und rauchte langsam eine Zigarette. Aber sie blieb nicht lange allein. Lachend kam ein kleiner Kreis lustiger junger Leute herauf und begann nach einem Grammophon zu tanzen. Die älteren Damen saßen im Damensalon zusammen, machten Handarbeiten, plauderten oder spielten Bridge.

Frau Hanna ging in die Kabine, um Helmut Gute Nacht zu sagen und nach den Kleinen zu sehen. Sie schliefen ruhig atmend mit roten, zartgebräunten Bäckchen in den leichten, sauberen Betten. Der Tannenzweig aus der Heimat stand vor dem Bullauge, durch das der frische Seewind strich. Die Mutter beugte sich lächelnd über sie, strich ihrem Aeltesten über den Kopf und flüsterte ein wenig mit ihm. Dann ging sie in das Gesellschaftszimmer. Es war ziemlich leer. Sie setzte sich ans Klavier und spielte. Es war nichts Hartes, Abgesetztes in ihrem Spiel, sondern ein weiches, schimmerndes Ineinandertönen, dann wieder Temperament und Leidenschaft. Ihre Hände vibrierten leise, ihre Augen schauten ins Unbestimmte, ein wenig zuckte es um ihren Mund. Die ruhige, zurückhaltende Frau war hier eine ganz andere. Ihr Spiel war vielleicht nicht Kunst, aber jedenfalls Ausdruck, Seele. Sie hätte dergleichen ja nie gesagt. In ihrer einfachen Art sagte sie zu ihrem Mann: „Ich freue mich, daß es einen guten Flügel an Bord gibt; das will ich noch recht genießen." Und nun spielte sie jeden Abend. Und allmählich kam einer nach dem andern, trat leise ein, setzte sich in eine Ecke und hörte still zu.

Buenos Aires. Menschen überfluten die Schiffsbrücke. Paß- und Zollkontrolle, Lärm, buntes Durcheinander, Warenballen, Kisten, Krane. Der Lärm überfiel einen. Und wie grell und stechend die Sonne schien, und der blaue Himmel schrie förmlich, dazu das feuchtheiße Klima. Im Nu klebten die Kleider am Leibe, und eine entnervende Erschlaffung befiel den Europäer. Rohdes schlossen sich dem Ingenieur aus Santos und der patagonischen Malerin an und fuhren mit ihnen nach dem Hotel Jouston. Hier war es nun herrlich kühl, alles fabelhaft und neuzeitlich eingerichtet, tadellose Bedienung, gutes Essen. Das Publikum das denkbar beste.

Am nächsten Morgen gingen sie zusammen aus, die Kinder in guter Obhut im Hotel zurücklassend. Buenos Aires war eine ganz moderne Großstadt mit Hochhäusern, glanzvollen Schaufenstern, elektrischen Straßenbahnen, Autos, Zeitungsjungen standen an den Ecken und schrien die Namen der großen Tageszeitungen ins Gewühl der Straße: „La Nacion", „El Mundo", „La Prensa" und die „Deutsche La-Plata-Zeitung", die in Buenos Aires wie im fernen Kamp und auf einsamer Estanzia gelesen wurde. Menschen aus aller Herren Ländern, Deutsche, Engländer, Franzosen, Polen, Neger, Japaner, Spanier.

(Fortsetzung folgt.)



Zuletzt zeigte ich euch einen Vorteil für das Malnehmen von Zahlen, die größer sind als 100 und in der Nähe von 100 liegen. Heute soll es sich um Zahlen handeln, die kleiner als 100 sind und ebenfalls nicht weit von 100 entfernt sind.

Die Aufgabe heißt zum Beispiel:

$96 \times 96 = ?$

Das kann man schnell im Kopf rechnen, wenn man es so macht:

Zuerst ergänzt man die 98 auf 100, also um 2, die man von der anderen Zahl (hier 96) abzieht. Nun braucht man bloß 100×94 zu rechnen. Einfach, nicht wahr? Wir wissen aber alle, daß man eine Zahl mit 100 malnimmt, indem man an die Zahl einfach zwei Nullen-hängt. Wir erhalten also das Ergebnis 9400. Nun ist aber die Aufgabe noch nicht ganz gelöst. Will man ein richtiges Endergebnis haben, so muß man noch einmal folgendes rechnen:

Von der 98 bis 100 fehlen 2, von der 96 bis 100 fehlen 4; diese Zahlen wollen wir Ergänzungszahlen auf hundert nennen. Diese Ergänzungszahlen nehmen wir miteinander mal und zählen das Ergebnis zu 9400, erhalten also 9408. Nun ist die Aufgabe erst fertig.

Noch ein Beispiel:
$93 \times 98 = 100 \times 91 + 7 \times 2 = 9114$
(Von den 93 bis 100 fehlen 7, die werden von 98 abgezogen.)

Oder:
$89 \times 96 = 100 \times 85 + 11 \times 4 = 8544$

Oder:
$87 \times 92 = 100 \times 79 + 13 \times 8 = 7900 + 104 = 8004$ ($13 \times 8 = 104$).

Ihr seht, das ist einmal wieder eine Sache, mit der man die Leute zum Staunen bringen kann. Uebt euch den Rechenvorteil bei folgenden Aufgaben ein:

$99 \times 98 = ?$	$96 \times 95 = ?$	$89 \times 98 = ?$
$94 \times 95 = ?$	$97 \times 93 = ?$	$95 \times 85 = ?$
$91 \times 86 = ?$	$87 \times 86 = ?$	$93 \times 84 = ?$

Neue Preisaufgabe!

Wir sind unserer viel tausend Brüder. In der Jugend kleiden wir uns grün, im Alter aber wird unser Rock ganz gelb. Wenn wir unsere Häupter senken, dann wissen alle, daß bald eine große Schlacht entbrennt, in der wir alle umkommen, damit viele Millionen Menschen leben können.

*

Warum macht der Hahn seine Augen zu, wenn er kräht?

*

Wer geht durch einen Bach und macht sich doch nicht naß?

*

Welches ist der beste Spiegel?

Wer es richtig herausbekommt, der sende mir die Lösungen bis zum 27. **Dezember** 1939 an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße** 17—18. Es gibt auch diesmal wieder etwas zu gewinnen, nämlich ein Preis in Höhe von 10,— RM, ein Preis in Höhe von 5,— RM und fünf wertvolle Buchpreise.

Fritz.



Die Zimperliese

Märchen von Olga Müller.

Die Kinder der Stadt hatten einen Spielplatz mit einem großen Sandhaufen und einem Brunnen, der Wasser in ein Becken spie, in dem man plantschen konnte, so viel man nur wollte. Auch ein großer Kiesplatz war da zum Reiftreiben und Seilhüpfen und Rasen genug, auf dem sich die wilden Jungen balgen konnten.

Erna ging sehr gerne auf diesen Spielplatz. Da sie keine Geschwister hatte, langweilte sie sich zu Hause immer. Aber ihre Mutter liebte es nicht, wenn sie mit den andern Kindern spielte, sie fand, sie wären alle nicht fein genug für Erna. Die Kinder hatten auch keine Freude, wenn Erna kam, denn da gab es meistens Streit. Sie wollte immer anschaffen, und außerdem war sie eine Zimperliese und begann zu heulen und nach der Mutter zu schreien, wenn bloß eines an sie stieß oder ihren Willen nicht tun wollte.

Einmal spielten die Kinder gerade „Komm mit!", als Erna hinzukam. Sie sah zuerst ein Weilchen zu. Sie lachte laut und lustig, wenn die wilden Buben sich ein wenig fest auf den Rücken droschen.

„O, das ist lustig!" rief sie. „Ich will auch mitspielen!"

„Das ist für dich nichts, du Zimperliese", antwortete ein Knabe, „du heulst ja, wenn man dich schlägt!"

„Mutter!" schrie Erna klagend. „Sie wollen mich nicht mitspielen lassen!"

„Sei doch ruhig!" sagte ein anderer Knabe. „Du kannst mitspielen! Hier — tritt für mich ein, ich sehe zu!"

Das wollte den anderen nicht passen. Der Knabe aber zwinkerte seinen Kameraden schelmisch zu und diese fügten sich, obwohl sie es nicht verstanden. Sie hatten wohl gesehen, daß Ernas Mutter in die Stadt gegangen war und wußten, daß das Geschrei der Zimperliese ungehört verhallte.

Eine Weile ging das Spiel seinen Gang. Dann begann Erna sich zu beschweren: „Ich komme gar nicht dran!"

„Schlagt die arme Erna doch auch einmal!" rief der Knabe, der zusah. Da endlich begriffen die Buben.

„Komm mit!" Und ein Schlag dröhnte auf Ernas Rücken, daß sie unter seiner Gewalt ein paar unfreiwillige Schritte machte. Sie begann sofort zu weinen und rief laut nach der Mutter.

„Deine Mutter hört dich heute nicht, sie ist in die Stadt gegangen", höhnte ein Knabe, und dann tanzten alle Kinder spottend um sie herum. „Wir helfen dir heulen, du armes Mädchen", sagten sie.

Erna warf sich ins Gras und schrie aus Leibeskräften. Ein paar Mütter kamen herbeigelaufen. Als sie aber sahen, daß bloß die Zimperliese „Theater machte", wie sie immer sagten, gingen sie wieder und kümmerten sich nicht weiter.

Eine Weile dauerte das unbarmherzige Spiel, dann riet ein Mädchen: „Laßt sie allein, daß sie zur Vernunft kommt! Ins Plantschbecken!" Johlend stoben die Kinder davon.

Erna weinte, bis sie keine Tränen mehr hatte, dann setzte sie sich auf und riß im Zorn Gras und Blumen aus. Den Schlag auf den Rücken spürte sie längst nicht mehr, aber es schmerzte sie, daß die Kinder alle so fröhlich lachend im Brunnen plantschten und sich kein Mensch um sie kümmerte. Nach einiger Zeit erhob sie sich und lief fort. Aber sie ging nicht nach Hause oder zur Tante, wo sie die Mutter wußte, sondern sie wanderte aus der Stadt hinaus, über die Wiesen und an den Fluß,



wo die Weiden wuchsen. Was sie dort wollte, wußte sie selbst nicht. Sie wußte nur, daß es ihr eine böse Freude machte, auf ihrem Weg alle Blumen zu zertreten oder auszureißen.

Neben einem dichten Weidengebüsch gewahrte sie eine Menge hoher, roter Blüten, Weidenröschen. In grausamer Zerstörungswut machte sie sich daran, sie aus der Erde zu ziehen. Da fühlte sie sich plötzlich am Arm gefaßt und blickte in das zornige Gesicht eines Männleins; das nicht größer war als sie selbst. Gleichzeitig verwandelten sich alle Weidenröschen in solche Männlein. Erna wurde zu Boden geworfen und gefesselt. Ein paar nahmen sie auf und trugen sie in ein großes Loch hinein, das in die Erde führte. Sie sah noch, daß sich die andern vor dem Loch aufstellten und wieder zu Weidenröschen wurden, die sich im Winde bewegten — dann umfing sie dichte Finsternis. Sie schrie. Aber die Männlein sagten ruhig: „Hier hört dich niemand."

Nach einiger Zeit begann sich das Dunkel zu lichten. Erna wurde in einen Saal getragen, der von bunten Lichtern erhellt war. An langen Tischen saßen Männlein, die eifrig arbeiteten. Sie sahen nur kurz auf, als Erna hereingetragen wurde. In der hintersten Ecke saß ein Männlein, das schien zu zeichnen. Dorthin wurde Erna gebracht.

„Hier ist die Zimperliese", sagten die Träger und legten das Mädchen einfach auf den Boden. „Sie selbst schreit bei jeder Kleinigkeit, aber die armen, unschuldigen Blumen quält und tötet sie."

Das Männlein erhob sich. „Löst ihre Fesseln!" befahl es.

Nun wäre Erna frei gewesen und hätte aufstehen können. Aber sie mochte nicht. Zimperlich betrachtete sie ihre Armgelenke und begann wehleidig zu weinen.

„Steh auf!" sagte das Männlein freundlich. Erna rührte sich nicht.

„Steh auf!" wiederholte das Männlein, aber diesmal in einem Ton, daß sich das verzogene Mädchen schleunigst erhob.

„So", sprach das Männlein weiter, „dein Geheule kannst du dir sparen, es rührt uns nicht. Deine Zimperlichkeit ist unerträglich für deine kleinen Kameraden, wir wollen sie dir abgewöhnen. Es hängt von dir ab, ob du lange oder kürzere Zeit bei uns hier bleiben mußt. Du wirst zu arbeiten haben: zu kehren, zu kochen, zu nähen — wer nicht arbeitet, wird nie ein brauchbares Glied der menschlichen Gemeinschaft — und du wirst alles ohne Zimperlichkeit tun, ohne zu klagen, ohne zu weinen, ohne deine feinen Händchen zu betrachten.

Deinen Eltern werde ich Nachricht senden."

„Ich will zu meiner Mutter", rief Erna und rannte nach der Türe.

Die Männlein sahen von ihrer Arbeit auf, aber keines versuchte sie aufzuhalten, sie lächelten nur leise vor sich hin.

Als Erna fast an der Tür war, sah sie, daß gar keine da war. Sie blickte sich um. Dort war sie! Aber als sie hinkam, war sie wieder weg und anderswo. Kreuz und quer rannte sie durch den Raum, bis sie endlich begriff, daß sie gefangen war. Da kreischte sie zornig auf. Aber niemand kümmerte sich darum; die Männlein arbeiteten ruhig weiter.

„Das nützt nichts", sagte eines, das ihr ganz nahe stand, „nur Vernünftigsein hilft und — Gehorchen."

Langsam versiegten ihre Tränen. Neugierig sah sie hin, was denn die Männlein arbeiteten. Ei, die machten aus Gold und Edelsteinen wunderbare Blumen!

„Komm, Kind, du könntest mir das halten!" sagte das Männlein auf einmal.

Neugierig trat Erna hinzu. „Was tut ihr denn mit all den schönen Blumen?" fragte sie.

„So oft wir eine fertig haben, trägt der König sie in den Garten und schließt sie in eine Knospe ein", erklärte das Männlein, während es weiterarbeitete. „Droben auf der Erde werden dann wirkliche Blumen daraus, die den Menschen Glück bringen."

„Ist der dort euer König?" fragte Erna und deutete in die Ecke, wo das Männlein längst wieder eifrig zeichnete.

„O nein", antwortete das Männlein, „das ist nur der Raumobere. Vielleicht hast du das Glück, den König einmal zu sehen. So — siehst du, nun ist die Rose fertig. Ich danke dir fürs Halten!"

„Ach, Kind, hilf mir doch auch!" bat ein anderes Männlein und dann rief eines aus der Ecke, Erna möchte doch die Späne aufkehren und ein anderes bat, ihm rasch bei der Bereitung des Abendbrotes zu helfen, und als Erna endlich in ein nettes kleines Stübchen mit einem schneeweißen Bettchen geführt wurde, schmerzten ihre Glieder ordentlich von der ungewohnten Arbeit. Aber sie weinte nicht, sie fühlte sich sehr zufrieden und schlief bald ein.

Ernas Mutter war inzwischen von ihrem Besuch zurückgekehrt und wollte ihr Kind vom Spielplatz abholen.

„Sie ist nicht bei uns", sagten die Kinder im Planschbecken scheu.

„Habt ihr euch wieder gestritten?" zankte sie. „Ihr seid häßliche Kinder!"

„Nein, nein", mischte sich eine Frau ein,

„die Schuldige ist Erna, sie ist so verzogen und zimperlich, daß niemand mit ihr spielen kann."

Das wollte sich die Mutter nicht gefallen lassen, es entstand ein Streit. Als sie aber sah, daß alle Frauen gegen sie waren, rief sie weinerlich: „Aber wo ist denn nun mein Kind?"

Das wußte niemand. Aufgeregt lief die Mutter umher und rief nach Erna. Als sie endlich erschöpft nach Hause kam, war der Vater schon da.

„Ich weiß alles", sagte er ruhig. „Es war vorhin ein Männlein da, das sagte, wir sollten uns nicht sorgen, Erna geschähe nichts, es solle ihr nur die Zimperlichkeit abgewöhnt werden."

„Und das sagst du so ruhig?" rief die Frau weinend. „Bist du denn auch ein Vater?"

Der Mann legte ihr die Hand auf die Schulter. „Mutter", sagte er ernst, „ich habe es immer gewußt: mein Kind ist eine kleine Zimperliese, weil seine Mutter eine große ist. Wenn mir die Männlein nun die kleine heilen, dann will ich inzwischen die große kurieren."

Dabei blieb es. Die Mutter sah, daß sie eben warten mußte und fügte sich darein.

Erna gefiel es bei den Männlein sehr gut. Sie merkte gar nicht, daß sie schon eine ganze Woche unter der Erde war. Sie half ihnen bei der Arbeit, und wenn einmal ein Hämmerchen auf ihre Finger schlug oder sie sich beim Kochen brannte, lachte sie und sagte: „Das macht nichts!" Auch den König sah sie. Er machte Besuch im Arbeitsraum. Jedem Männlein drückte er die Hand und lobte seine Arbeit und hernach feilten und hämmerten sie nochmal so flink weiter.

Als er zu Erna kam, wollte er wissen, wie denn das Mädchen unter seine Leute käme. Der Raumobere berichtete kurz. „Nun ist sie keine Zimperliese mehr", schloß er.

„Du bist müde, Kind", sagte der König und strich ihr über die Wangen.

„Nein", wollte Erna sagen. Da fielen ihr schon die Augen zu. Zwei Männlein trugen die Schlafende auf die Erde hinauf und legten sie in ihr Bett. Da lag sie, als sie erwachte, und die Eltern lachten auf sie herab. „Ach, was habe ich geträumt!" sagte sie, sich die Augen reibend.

Nachmittags ging sie auf den Spielplatz und spielte lustig und froh wie nie zuvor.

„Nun bist du gar keine Zimperliese mehr", sagten die Buben voll Anerkennung. „Du warst so lange nicht da. Wo warst du denn?"

Da merkte Erna, daß sie alles erlebt und nicht bloß geträumt hatte. Von nun an gab es nie mehr Streit auf dem Spielplatz, denn sie waren beide geheilt, die kleine Zimperliese und die große.

*

Wißt ihr das schon?

Daß man Briefmarken von Briefen spielend ablösen kann, wenn man sie mit einem Bügeleisen, das nicht allzu heiß sein darf, überbügelt?

Daß man Glas mit einem gewöhnlichen Drehbohrer, wie er für Eisen verwendet wird, durchbohren kann, ohne daß das Glas splittert? Allerdings müßt ihr auf die Bohrstelle erst einen Tropfen Terpentinöl bringen. Ihr werdet staunen, wie schön das geht.

Daß man eine Taschenlampenbatterie wieder zum Leuchten bringen kann, wenn sie verbraucht ist? Legt sie einfach auf den warmen Ofen. Sowie die Wärme zu Zink und Salmiak durchgedrungen ist, regt sie diese wieder zu den chemischen Vorgängen an, die sie zum Aufleuchten bringt. Ihr werdet überrascht sein und manches Mal jemanden aus der Verlegenheit helfen können. Selbstverständlich hält sie nicht mehr lange vor, aber sicher läßt sich die Gebrauchsdauer einer solchen Batterie durch das einfache Anwärmen um einiges verlängern.

Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Heft 19/1939

Ich glaube, die Verkehrsaufgabe war wieder einmal ein schwieriges Problem für euch. Viele falsche Einsendungen waren dazwischen, doch die richtigen Lösungen übertrafen alles. Das Los mußte auch hier wieder einmal die Preisträger bringen und zwar will ich sie euch nachstehend sogleich nennen: **Rosemarie Hoffmann in Berlin-Charlottenburg 10,— RM, Helmine Pilz in Gleisdorf-Steiermark 5,— RM. Karl Präger in Zeulenroda-Thüringen, Erich Binder in Sandersdorf, Kr. Bitterfeld, Karla Grunau in Schloßberg-Ostpr., Marianne Bosch in Reutlingen-Württemberg, Normann Werschky in Bunzlau** bekommen je ein wertvolles Jugendbuch. Allen Einsendern herzlichen Dank und viele Grüße.

Heil Hitler!

Euer Fritz.

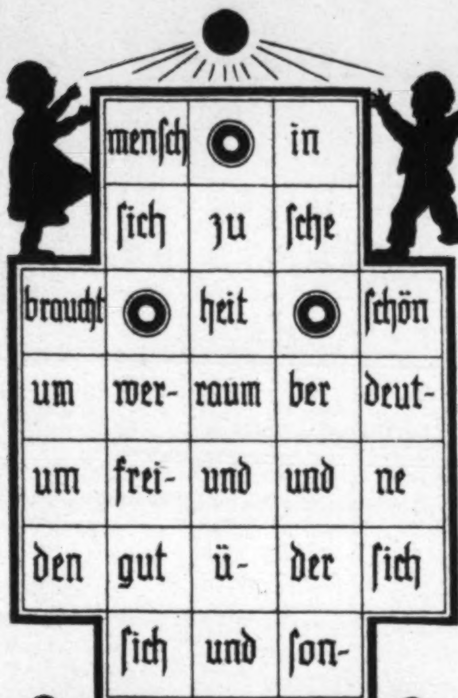


Lachen und Raten

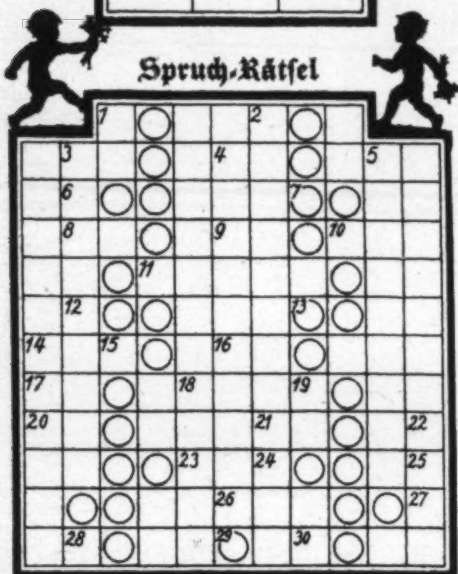




Rösselsprung



Spruch-Rätsel



In die Figur sind waagerecht von Ziffer zu Ziffer Wörter von folgender Bedeutung einzutragen. Der Endbuchstabe des einen Wortes ist stets Anfangsbuchstabe des nachfolgenden Wortes.

1. zeitgenössischer Schriftsteller, 2. Himmelskörper, 3. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 4. Singvogel, 5. Gefühl der Abscheu, 6. Ruf, 7. Gewaltherrscher, 8. die Burg Londons, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Musikinstrument, 11. Stadt im Burgenland, 12. niederländ. Malergeschlecht, 13. Stadt in der Niederlausitz, 14. Mutter der Nibelungenkönige, 15. Insel im Mittelländischen Meer, 16. Sprößling, 17. alte Warenreste, 18. Freistaat in Südamerika, 19. männl. Vorname, 20. Baum, 21. einbalsamierte Leiche, 22. Insel, 23. Geschlechtswort, 24. Auserlesenes, 25. Scheidungsgrund, 26. Volk in Asien, 27. Zahl, 28. Wasserfahrzeug, 29. straußenähnlicher Vogel, 30. Gewicht.

Die auf die Kreisfelder entfallenden Buchstaben nennen, von links nach rechts zeilenweise gelesen, ein altes deutsches Sprichwort. (ch, ß, ä sind je 1 Buchstabe.)

Wagner

Als junger Mann kam Richard Wagner einmal zu Spontini und legte ihm eine neue Partitur vor.

Spontini blätterte sie rasch durch und sagte: „Was wollen Sie eigentlich noch komponieren, junger Mann? Nehmen Sie Rom, so haben Sie meine „Vestalin", nehmen Sie Griechenland, so haben Sie meine „Olympia", nehmen Sie Spanien, so haben Sie meinen „Cortez", nehmen Sie Indien, so haben Sie meinen „Nurmahal". Also, was wollen Sie noch komponieren?"

*

Richard Wagner erzählte selbst aus seinem Leben: Bei der Einstudierung des „Rienzi" in Dresden stieg die Begeisterung der Mitwirkenden von Tag zu Tag. Der Sänger Tichatschek, der den Rienzi sang, sagte einmal bei einer besonders schönen Stelle, diese sei so schön, daß man jedesmal etwas dafür bezahlen müsse. Mit diesen Worten legte er einen Silbergroschen hin und forderte die anderen auf, ein gleiches zu tun. Das wiederholte sich alle Tage bei den Proben, und Wagner steckte das Geld gern ein. Er bekannte später, daß dieses Geld ihn oftmals vor Hunger bewahrt und ihm zu einem warmen Mittagessen verholfen habe.

*

In Wien dirigierte einst Wagner den „Lohengrin" selbst. Nach den Proben hatte er kein rechtes Zutrauen zum Orchester, aber in der Aufführung klappte alles hervorragend. Am Ende des zweiten Aktes war Wagner erstaunt über das Zusammenspiel und den schönen Ton der Violinen, und er war überzeugt, daß „Lohengrin" bis jetzt nur selten so schön wiedergegeben worden sei. Anerkennend äußerte er sich zu dem Orchester: „Meine Herren, Sie haben das viel schöner gespielt, als ich es komponiert habe."

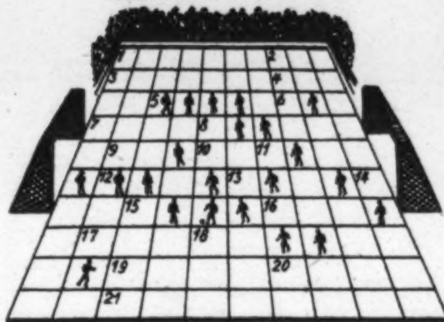
*

Richard Wagner lernte Robert Schumann kennen, und am nächsten Tag wurde Wagner gefragt, was für einen Eindruck Schumann auf ihn gemacht habe. Das Urteil Wagners lautete: „Der Eindruck war nicht schlecht, aber er redete gar nichts. Ich gab mir die größte Mühe, habe ihm Interessantes erzählt, kaum, daß ich eine Antwort erhielt. Aus den letzten Konzerten habe ich ihm berichtet, er sah nur in die Luft und sagte kein Wort. Da verlor ich die Geduld, bin fortgegangen und habe den wortkargen Menschen sich selbst überlassen."

Schumann berichtete gleichzeitig über diese Begegnung: „Wagner ist zweifellos ein geistreicher Kopf, aber er redet viel zu viel. Es ist für mich furchtbar, mit einem Menschen zusammen zu sein, der nur immer redet."

Spielfeld-Rätsel

(Nachahmung verboten)



In die waagerechten Reihen sind von links nach rechts folgende Wörter so einzutragen, daß der Endbuchstabe des vorangehenden Wortes stets Anfangsbuchstabe des nachfolgenden Wortes ist.

1. modernes Verkehrsmittel, 2. Farbe, 3. im Darm lebender Schmarotzer, 4. Kürbisgewächs, 5. konzentrierte Droge, 6. Zahl, 7. Fluß in Süd-Frankreich, 8. Besitz, 9. Tee, 10. Strom in NW.-Deutschland, 11. Zeitbegriff, 12. landwirtschaftl. Begriff, 13. Metall, 14. Ziffer, 15. Singvogel, 16. Bezeichnung eines europ. Reiches, 17. Göttin der Zwietracht, 18. Teil des Magensaftes, 19. Heidepflanze, 20. Sport-Liebhaber, 21. Schutzwaffe. (ch = 1 Buchst.; ä = 1 Buchst.)

Die Buchstaben der von den Spielern besetzten Felder, links beginnend und von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort.

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
a — ber — ber — de — dee — del — der — dom — e — ech — ein — flie — ge — ger — gie — i — len — ler — knecht — le — ling — na — nach — ner — pol — reiz — ries — rin — sa — se — tags — tan — ter — tra — u — ve — we — wehr — wind
sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort nennen.

Bedeutung der Wörter: 1. künstl. Querwand im Flußbett, 2. pommersche Insel, 3. Pilzart, 4. Kinderkrankheit, 5. Willensstärke, 6. edle Traubenart, 7. Beruf, 8. Insekt, 9. Höllenfürst, 10. weiblicher Vorname, 11. Luxemburg. Stadt, 12. Fluß in Holstein, 13. Spinnentier, 14. Einfall, 15. Säugetiergruppe.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 24

Zickzackrätsel. 1. Arras, 2. Sachs, 3. Priem, 4. Marne, 5. Nebel, 6. Liebe, 7. Korea, 8. Abend, 9. Meise, 10. Ebene, 11. Stall, 12. Lille, 13. Iltis, 14. Samos, 15. Aster, 16. Ruder, 17. Titus, 18. Soden, 19. Gerda, 20. Agent, 21. Brite, 22. Ernst, 23. Delta, 24. Album, 25. Baude, 26. Essig, 27. Beira, 28. Adana, 29. Fuder, 30. Reise. — Arbeit ist die Bedingung des Lebens. (Fr. von Schiller.)

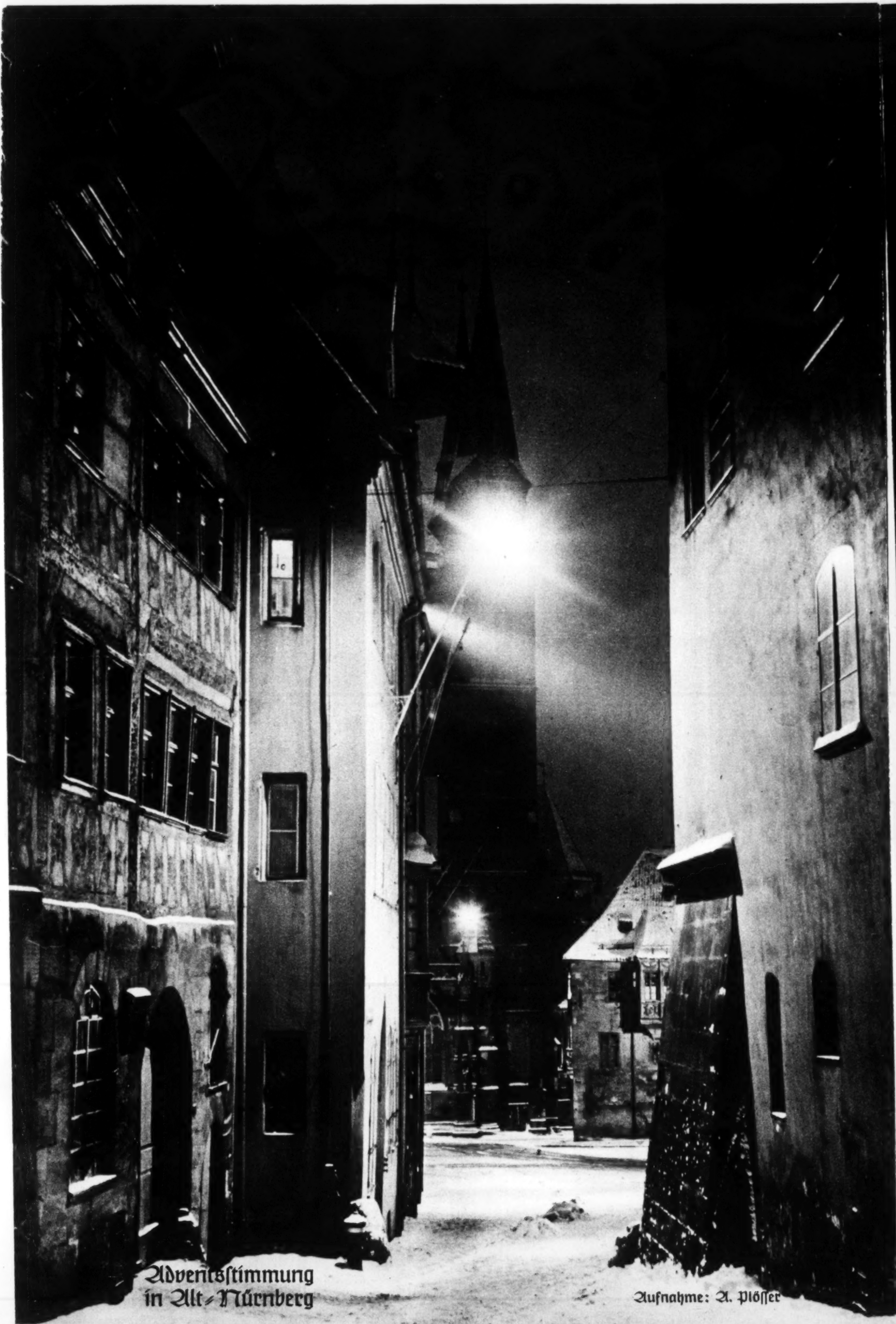
Rätselhafte Gleichung. a = Eins, b = Eibe, c = Tiger, d = Ger, e = Geld, f = Bild, g = Ungarn, h = Istar, i = Ar, k = Keiler, l = Neger, x = Einseitige Bildung ist keine Bildung. (Goethe.)

Kreisrätsel. 1. Felge, 2. Bragi, 3. Ahlen, 4. Tarif, 5. Anker, 6. Torso, 7. Unruh, 8. Drake, 9. Atlas, 10. Finow, 11. Fehde, 12. Nervi, 13. Saleh, 14. Orden, 15. Pirna, 16. Eunuch, 17. Pilot, 18. Argos, 19. Kalif, 20. Rinde, 21. Agnes, 22. Agent. — Ein frohes Weihnachtsfest.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G, Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.



Adventsstimmung in Alt-Nürnberg

Aufnahme: A. Plößer